

 <p>Design zwischen Alltag & Kunst Eine Erkundung zur Popularisierung des Designs</p>	<p>Streitschlichten macht Schule Das Bensberger Mediations-Modell</p>	<p>Kultur steht weiter hoch im Kurs Tourismusstudie und Aktuelles von der ITB Berlin</p> 
---	--	---

AUSSERDEM: „SAKRALOBJEKTE ALS INVESTITIONSOBJEKTE?“ ANMERKUNGEN ZUR UMNUTZUNGSDEBATTE VON KIRCHEN

Alles, was Recht ist

Bensberger Rechtsgespräche zu Justiz und Medizin

Zum dritten Mal fanden am 6. März 2009 die Bensberger Rechtsgespräche statt. Sie befassten sich mit der „Medizin im Spannungsfeld zwischen Berufsethos, Recht und Ökonomie“ und wurden gemeinsam von dem nordrhein-westfälischen Justizministerium, den Ärztekammern Nordrhein und Westfalen-Lippe und der Thomas-Morus-Akademie durchgeführt. Rund 200 Vertreterinnen und Vertreter aus Ärzteschaft, Justiz und Verbänden nahmen an der Veranstaltung teil, die die NRW-Justizministerin Müller-Piepenkötter eröffnete.

VON MANFRED KASPER

„Das Gesundheitswesen gehört zu dem Teil der Gesellschaft, der in besonderer Weise durch staatliche Entscheidungen und Gesetze gesteuert wird.“

Prof. Dr. Jörg-Dietrich Hoppe

„Es gibt mehr als 270 Rechtsvorschriften, die Ärzte in ihrer täglichen Arbeit beachten müssen.“ Mit diesen Worten verdeutlichte Professor Dr. Jörg-Dietrich Hoppe, Präsident der Ärztekammer Nordrhein und der Bundesärztekammer, das Dilemma, in dem sich die Mediziner zunehmend befinden. Die Unübersichtlichkeit der Regelungen führe dazu, dass man immer seltener in der Lage sei, die entsprechenden

Normen aktuell präsent zu haben.

Tatsächlich nimmt die Bürokratie mittlerweile gut ein Drittel der Arbeitszeit eines Arztes in Anspruch. Zugleich hat sich das Berufsbild in den letzten Jahren erheblich verändert. So macht die Rolle als Therapeut nur noch einen Teil der ärztlichen Tätigkeit aus, hinzugekommen sind neue Aufgaben, beispielsweise als „Lebenshelfer“. In seinem Einführungsvortrag beschrieb Professor Dr. Ferdinand Kirchhof, Richter am Bundesverfassungsgericht, sehr eindringlich die Besonderheiten der neuen Rolle: „Die Motivation des Arztbesuches ist nicht mehr die Krankheit, sondern der Wunsch, das eigene Leben zu verbessern – körperlich oder hinsichtlich der Psyche“. Der Arzt wird zum Dienstleister. Doch während sein Handeln als Therapeut eher überreguliert ist, fehlen in der „Verbesserungsmedizin“ entsprechende Regelungen zur Gefahren- oder Risikovorbeugung.

WIE VIEL JUSTIZ VERTRÄGT DIE MEDIZIN?

Ein aktuelles Beispiel für die Schnittstelle von Justiz und Medizin ist die Patientenverfügung, die derzeit im Deutschen Bundestag diskutiert wird. Dabei geht es um die Frage, inwieweit eine gesetzliche Regelung notwendig ist oder ob das Selbstbestimmungsrecht des Patienten und die staatliche Schutzpflicht ausreichen. Für Professor Dr. Ludger Honnefelder, Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und des Lenkungsausschusses für Bioethik des Europarates, ist die Patientenverfügung wichtig, „denn die Zahl der Menschen, die am Lebensende nicht mehr selbst entscheiden können, ist gestiegen“. Die Frage sei aber nicht, ob wir eine derartige Verfügung brauchen, sondern wie und in welchen Grenzen. Das sieht Professor Dr. Christian Katzenmeier, Direktor des Instituts für Medizinrecht

◀ PROF. DR. CHRISTIAN KATZENMEIER, DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR MEDIZINRECHT AN DER KÖLNER UNIVERSITÄT



Foto: Michael Rogosch



PROF. DR. CHRISTIAN KATZENMEIER, MODERATORIN SIBYLLE HERBERT, DR. DIETER MITRENGA UND PROF. DR. LUDGER HONNEFELDER IM GESPRÄCH (VON LINKS NACH RECHTS)

„Wir leben zunehmend in einer Gesellschaft unter Druck, in der der eigene Körper der letzte verbleibende Verfügungsraum ist.“

Prof. Ines Geipel,
Spitzensportlerin & Buchautorin



Foto: Michael Rogesch

an der Kölner Universität, ähnlich. Er betonte jedoch zugleich, dass der Arzt schon jetzt verpflichtet sei, auf Basis aller verfügbaren Informationen den mutmaßlichen Willen des Patienten zu ermitteln. Es sei ein Irrglaube, dass rechtliche Regelungen allein zu einer Lösung der Probleme führten. Prinzipiell könne Recht schaden, wenn es überdosiert werde.

Das zeigte auch das Gespräch über den Schutz der Kinder vor Gewalt. Vor dem Hintergrund der Debatte um ein neues Kinderschutzgesetz stand die Frage im Mittelpunkt, wie sich Ärzte verhalten sollen, wenn sie Anzeichen von Gewalt gegen Kinder entdecken oder vermuten. Das Hauptproblem der Mediziner ist es dabei, zu entscheiden, ob und wann sie ihre Schweigepflicht brechen und andere Stellen einschalten, um den bestmöglichen Schutz des Kindes zu gewährleisten. Das neue Kinderschutzgesetz soll dies nun erleichtern. Für Dr. Eberhard Motzkau, Leiter der Kinderschutzambulanz am Evangelischen Krankenhaus Düsseldorf, ein guter Ansatz, bei dem man aber bedenken sollte, „dass jede Regelung erst einmal nutzlos ist, wenn sie auf eine unvorbereitete soziale Situation trifft“. Daher müsse es auch darum gehen, die Vernetzung und die professionelle Zusammenarbeit der beteiligten Berufsgruppen zu fördern sowie einen höheren gesellschaftlichen Konsens zu schaffen. Kinderschutz sei ein gesellschaftliches Problem,

kein ärztliches. Motzkau weiß, wovon er spricht, denn das Modell der Kinderschutzambulanz gilt landesweit als Vorzeigeprojekt. In seinem Fokus steht die Verbesserung der Kooperation zwischen Jugend- und Gesundheitshilfe. Dabei setzt das Präventionsprogramm bereits bei Neugeborenen und Kindern unter einem Jahr an und bezieht die Eltern aktiv ein.

EINE GESELLSCHAFT „UNTER DRUCK“

Die gesellschaftliche Dimension spielt auch beim Thema Doping eine wichtige Rolle. Obwohl sich die öffentliche Aufmerksamkeit in der Regel immer noch auf Akteure des Spitzensports konzentriert, hat die verbotene Einnahme stimulierender Substanzen längst auch an anderen Orten Einzug gehalten: zum Beispiel in der Schule, im Berufsleben und in der Freizeit. Untersuchungen zufolge dopen sich rund 800.000 Bundesbürger am Arbeitsplatz – für manche ist der Druck sogar schon in Schulzeiten so groß, dass sie zu den „Wunderpillen“ greifen, um die Prüfungsangst zu besiegen. Zudem schätzen Experten, dass rund 200.000 Freizeitsportler sich regelmäßig mit entsprechenden Medikamenten versorgen, ganz zu schweigen von fast 700.000 plastisch chirurgischen Eingriffen, die Jahr für Jahr in Deutschland vorgenommen werden.

„Wir leben zunehmend in einer Gesellschaft unter Druck, in der

der eigene Körper der letzte verbleibende Verfügungsraum ist“, glaubt Professor Ines Geipel, einstige DDR-Spitzenleichtathletin und Weltrekordlerin, die sich als Buchautorin kritisch mit Doping auseinandersetzt. Was viele dabei nicht bedenken, sind die fatalen Folgen, die – so die Experten – zu einem Massenphänomen werden könnten. Daher gehe es auch hier um positive Vorbilder, wie den Arzt oder Sporttrainer, die sagen: „No way, da sind wir nicht dabei“. Schließlich gelte es eine massive Interessenskette zu durchbrechen, um an die Wurzeln des Übels heranzukommen.

NETZWERKE FÜR DIE ZUKUNFT

Die Bensberger Rechtsgespräche lieferten hierzu erste Ansatzpunkte. Sie wurden, so Roswitha Müller-Piepenkötter, Justizministerin des Landes Nordrhein-Westfalen, einmal mehr ihrem Anspruch gerecht, den Austausch der Justiz mit anderen gesellschaftlichen Gruppen zu intensivieren. Dazu die Ministerin: „Die Diskussionsforen des Tages haben gezeigt, dass durch die Zusammenarbeit von Justiz und denjenigen, die die Regelungen in der Praxis umsetzen und einhalten müssen, bessere Verfahren und Regelungen erzielt werden können“. Mit der Veranstaltung in Bensberg jedenfalls wurde eine gute Basis für das Entstehen neuer Netzwerke zwischen Recht und Medizin geschaffen.

Im Wortlaut: Ansprache von Justizministerin Roswitha Müller-Piepenkötter bei den 3. Bensberger Rechtsgesprächen

(...) Wer will es nicht sein, gesund, fit und schön - vom Lebensanfang bis zum Lebensende? Die moderne Gesellschaft erhebt Gesundheit, Fitness und Schönheit zu Leitbildern. Körperliches Wohlbefinden, makellostes Äußeres, jugendliche Stärke bestimmen das Ideal ihres Menschenbildes.

Augenscheinlich wird dies in der Werbung. Vom Kleinkind bis zum Greis, in allen Lebensphasen wird uns suggeriert: Dem perfekten, leistungsstarken und schönen Körper ist der Erfolg und mithin das Glück sicher. Der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Bischof Heinrich Mus Singhoff spricht angesichts dieses Gesundheitswahns schon von einer „Gesundheitsreligion“.

Ärztlicher Rat, medizinische Eingriffe und pharmazeutische Produkte werden für einen gesunden Körper daher immer wichtiger. Ärztliches Handeln wird *conditio sine qua non* des modernen, am Körperkult geprägten Leitbildes eines erfolgreichen Menschen. Der Arzt wird zur Projektionsfläche unserer Illusion, Schönheit und Jugend, geistige und körperliche Leistungsfähigkeit jederzeit wieder herstellen zu können.

Das wirft unweigerlich die Frage nach den ethischen und rechtlichen Maßstäben ärztlichen Handelns, nach dem ärztlichen Selbstverständnis, nach dem ärztlichen Berufsethos auf. In der Zeit Goethes hat der berühmte Arzt Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836) das ärztliche Berufsethos einmal so formuliert: Der Arzt solle und dürfe nichts anderes tun als Leben erhalten, ob es ein Glück oder Unglück sei, ob es Wert habe oder nicht, dies gehe ihn nichts an und maße er sich einmal an, diese Rücksicht in sein Geschäft mit aufzunehmen, so seien die Folgen unabsehbar, und der Arzt werde der gefährlichste Mensch im Staate. Denn sei einmal die Linie überschritten, glaube sich der Arzt einmal berechtigt, über die Notwendigkeit eines Lebens zu entscheiden, so brauche es nur noch stufenweise Progressionen, um den Unwert und folglich die Unmöglichkeit eines Menschenlebens auch auf andere Fälle

anzuwenden.

Leben erhalten, das gehört zweifellos zum ärztlichen Berufsethos. Leben erhalten, aber um jeden Preis? Ganz allgemein: Zählt die Machbarkeit ärztlichen Handelns oder kommt es auch auf das Ethos an?

Die moderne Forschung und Technik haben eine Vielzahl medizinischer Möglichkeiten der Diagnostik und Therapie geschaffen. Sie alle dienen dem Ziel, Krankheiten zu besiegen oder ihnen vorzubeugen und ein möglichst gesundes und langes Leben in einem perfekten Körper zu führen – vom Lebensanfang bis zum Lebensende.

WAS VERMAG DIE MEDIZIN AM LEBENSANFANG?

Mit den Methoden der Pränataldiagnostik lassen sich ungeborene Kinder untersuchen. Fehlbildungen, Nichtanlagen und genetische Defekte können auf diese Art und Weise festgestellt werden. Eine Schwangere kann prüfen lassen, ob das Kind, das sie erwartet, Träger des so genannten Down-Syndroms ist. Es ist medizinisch möglich, sich gegen ein solches Kind zu entscheiden. Es ist möglich, sich gegen Behinderung zu entscheiden.

Es ist sogar möglich, bei Embryonen, die durch In-vitro-Fertilisation erzeugt wurden, bestimmte Erbkrankheiten und Besonderheiten der Chromosomen zu erkennen. Jüngst hat sich in England ein Paar entschieden, ein Embryo auszuwählen, das nicht Träger eines für Brustkrebs verantwortlichen Gens war, nachdem in drei Generationen Frauen an Brustkrebs erkrankten. Mit der so genannten Präimplantationsdiagnostik lässt sich im Reagenzglas eine solche Vorauswahl treffen. Der Arzt schafft neues gesundes Leben.

WAS VERMAG DIE MEDIZIN IN DER LEBENSMITTE?

Das Äußere eines Menschen muss nicht mehr hingenommen werden, man kann es formen und manipulieren. Die plastische Chi-

urgie hat sich zu einem intensiven Betätigungsfeld für Ärzte entwickelt. Die Hemmschwelle „Etwas-an-sich-machen-zu-lassen“ sinkt.

Und nicht nur äußerlich. Der erfolgreiche moderne Mensch muss auch innerlich leistungsstark sein. Substanzen zur Leistungssteigerung sind gefragt. Nicht nur im Sport, dort aber besonders. Bereits zahlreiche Freizeitsportler konsumieren anabol wirkende Medikamente. Doping zur Steigerung der körperlichen, aber auch der geistigen Kräfte wird zunehmend nachgefragt. Der Arzt wird auch hier eingebunden in die Suche nach dem perfekten Körper.

WAS VERMAG DIE MEDIZIN AM LEBENS-ENDE?

Die modernen Möglichkeiten der Medizin – Intensiv- und Apparatemedizin – können Leben scheinbar unendlich verlängern. Man ist sich seines Todes nicht mehr sicher. Für die meisten Menschen wecken diese Aussichten nicht nur Hoffnung, sondern begründen auch Ängste. Die Frage nach einem Sterben in Würde stellt sich. Mit Patientenverfügungen wollen Menschen ihr Selbstbestimmungsrecht beim Sterben umsetzen.

Die Medizin stellt heute Strategien der Selbstoptimierung zur Verfügung. Der Patient ist zum Konsumenten geworden. Ärzte sind Leistungserbringer. Gleichwohl kommt den Ärzten nach wie vor eine herausragende Bedeutung in der Gesellschaft zu, die über die eines Marktteilnehmers hinausgeht. (...)

„Leben erhalten, das gehört zweifellos zum ärztlichen Berufsethos. Leben erhalten, aber um jeden Preis?“

Justizministerin Roswitha Müller-Piepenkötter



Foto: Justizministerium Nordrhein-Westfalen

Zurück zum menschlichen Maßstab

Die Kirche und die Krise: Theologische Überlegungen zu einer neuen Ökonomie

VON HANNS-GREGOR NISSING

Krisenzeiten wecken das Interesse an Religion und Ethik neu. Das Bedürfnis nach Unterscheidung und Richtungsweisung wächst. Seit Jahrhunderten beansprucht die Kirche, Experte für Moral zu sein, doch – so bemerken Zeitgenossen – in der Finanzkrise bleibt sie eigenartig stumm. Liegt dies am Thema Wirtschaft, die ein moralfreier Raum zu sein scheint, in dem die Kirche nichts zu sagen hat? Ist es Ausdruck ihres allgemein schwindenden Einflusses und ihres Rückzugs aus gesellschaftlichen Debatten? Oder fehlen ihr originelle Konzepte? Eine Tagung, die die Akademie Mitte März in Zusammenarbeit mit der Gemeinschaft der Freunde Niels Stensens veranstaltete, bot Gelegenheit, die Ursachen der gegenwärtigen Finanzkrise in grundlegender Weise zu befragen und – im Sinne einer Werkstatt des Querdenkens – neue Ideen und Beiträge zur gegenwärtigen Lage vorzustellen.

„Das Geld ist eine großartige Erfindung; es nimmt viele wichtige Funktionen wahr, die unser Leben erleichtern. Doch es dient auch als Spekulationsinstrument – eine ‚monetäre Kernspaltung‘, wie ein Ökonom dies nannte“, erläuterte Joachim Sikora von der Initiative „Regionaler Aufbruch“. Er betonte, Ziel und Zweck des Wirtschaftens in der bisherigen Kulturgeschichte sei die Bereitstellung von Gütern und Diensten zur Existenzsicherung der Menschen und der menschlichen Gemeinschaft gewesen. Diese Grundeinsicht verliere sich in der modernen Ökonomie durch eine einseitige Orientierung an Profitgier. Daher gelte es, die Gesellschaft „vom Kopf auf die Füße zu stellen“ und die Wirtschaft wieder als ein Mittelssystem zur Existenzsicherung und Selbstverwirklichung des Menschen und der Gesellschaft zu verstehen. Eine viel versprechende Initiative besteht in der Entwicklung von Regionalwährungen, die als Komplementärwährungen neben dem Euro volle Geldfunktionen in einer Region wahrnehmen. Dazu Sikora: „In Deutschland gibt es gegenwärtig etwa 50 Regionen, in denen mit einer Regionalwährung laboriert wird. Hinter diesen Versuchen steht ein anderes Geld- und vor allem Zinsverständnis.“

Um die Bedeutung von Geld und Zins geht es auch Heiko Kastner, Autor des Buches „Mythos Marktwirtschaft“. Seiner Ansicht nach hat die



Foto: istockphoto.com

Überordnung des modernen Geldes über die Waren und Dienstleistungen das Geld aus der ihm zugedachten Dienerschaft herausgehoben und zu einem Absolutum gemacht, das sich grenzenlos vermehren lässt. Geld entstehe nicht mehr als Gegenwert zu zuvor geleisteter Arbeit, sondern auf dem Wege des Kredits. „Kredite aber sind in der Moderne wie selbstverständlich mit dem Zins verknüpft. Für die Unternehmen bedeutet dies, dass sie den Zins zusätzlich zur Darlehenssumme erwirtschaften müssen“, unterstrich Kastner. Der Zins stelle die moderne Ökonomie unter einen exponentiellen Wachstumszwang, denn durch Zins und Zinseszinsen nimmt das Wachstum ständig zu. Vermögenszuwächse würden dabei bevorzugt am Kapitalmarkt erwirtschaftet, denn: „Spekulieren ist lukrativer als Investieren“. So komme es regelmäßig zu den bekannten „Spekulationsblasen“, die platzen, wenn das Vermögenswachstum durch das reale Wirtschaftswachstum nicht mehr gedeckt ist. Folge sei eine Verabsolutierung des Geldes, auf die – so Kastner – die biblische Götzenkritik in ihrer ganzen Schärfe und Buchstäblichkeit zutrifft. In der theologischen Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus werde deutlich, dass eine eigene Spiritualität des Geldes vonnöten sei. Diese müsse mehr als die Aufklärung über den irrationalen Charakter des Geldes beinhalten.

Die moralischen Grundhaltungen, die mit der modernen Wirtschaft verbunden sind, thematisierte Professor Peter Schallenberg von der Theologischen Fakultät Paderborn. Er unterstrich, dass der Geiz traditionell als eine der sieben

Haupt- oder Wurzelsünden gilt, eine Haltung also, aus der weiteres menschliches Fehlverhalten erwächst. In diesem Sinne sei die persönliche Dimension der Sünde grundlegend für das Verständnis der sozialen und strukturellen Ausprägungen von Geiz und Verschwendung. Es gelte, schleichende Dammbrechereffekte wahrzunehmen, in denen persönliche Sünden auf Dauer die soziale Umwelt vergifteten.

Theologieprofessor Thomas Ruster von der Technischen Universität Dortmund ging diesbezüglich noch einen Schritt weiter. Sein spezifisch christlicher Beitrag zur Lösung der Probleme umfasst 9,5 Thesen, die am Reformationstag 2009 an den Türen zentraler Kirchen in Deutschland angeschlagen werden. Diese seien bewusst im Stile der 95 Thesen Martin Luthers gehalten. Mit Bezug auf das biblische Zinsverbot und das Modell der Regionalwährungen will Ruster die Einführung einer zinsfreien Zweitwährung in den Kirchen anregen. Dazu hat er die katholischen und evangelischen Bischöfe in Deutschland und Österreich, die Leitungen der katholischen Ordensgemeinschaften in Deutschland und die Vorstände der kirchlichen Verbände angeschrieben und um Unterstützung gebeten. Ruster erwartet, dass der Effekt für die Gesamtwirtschaft zunächst nicht allzu groß sein wird. Eine solche Zweitwährung stelle jedoch eine Irritation für das Finanz- und Wirtschaftssystem dar, auf die es reagieren müsse. Genau diese Irritationen seien es, die zu Veränderungen in Funktionssystemen führten.

journal16 ■ VERANSTALTUNGSHINWEISE

13. bis 27. Mai 2009 (Mi.-Mi.)
Zu den Inseln des Lichts
 Die Kykladen
Ferienakademie

16. bis 22. September 2009 (Mi.-Di.)
Logos, Vernunft, Moderne
 Philosophische Spaziergänge durch Rom
Ferienakademie

1. bis 8. Juli 2009 (Mi.-Mi.)
Gebannt, gemauert, erschaffen
 Auf der Europäischen Route der
 Backsteingotik
Ferienakademie

Weg zur Mitte oder Gang in die Irre

Das Labyrinth – Geschichte und Deutungen

VON JOHANNES SOIKA

Bereits Papst Clemens X. erlaubte sich im 17. Jahrhundert mit seinen Dienstboten den Spaß, sie in das Gängegewirr des heimischen Labyrinths zu schicken. Hatten sie die Orientierung verloren, verlangte er eiligst nach ihnen. Die Geschichte des Labyrinths ist so verschlungen wie die Form selbst und gehört zu den kulturellen Urschätzen der Menschheit. Im Verlaufe von 2.500 Jahren erfuhr das System von auf die Mitte ausgerichteten und doch gegensätzlich verlaufenden Wegen immer wieder andere Deutungen und Anwendungen. Nur die Bezeichnung blieb gleich.

Das archetypische Symbol erscheint auf Felszeichnungen der Alten und Neuen Welt, auf Silbermünzen aus Kreta, auf etruskischen Krügen und römischen Mosaikböden, als Kirchenlabyrinth in Frankreich und Italien, als Rasenlabyrinth in England und als Steinlabyrinth in Skandinavien und Russland. Variationen finden sich in den Kulturen Indiens, Afghanistans und Indonesiens. Die Grundidee bleibt bestehen bis in die Rätselcken der heutigen Zeitschriften, dennoch wandelt das Labyrinth im Lauf der Zeiten seine Gestalt und mit dieser seine Aussage. Die Komplexität der verschiedenen mythologischen und weltanschaulichen Ideen, die sich mit ihm verbinden sowie seine Mehrdeutigkeit und geheimnisvolle Aura können vielleicht die Faszination erklären, die von seinen Windungen ausgeht.

Im Gegensatz zur Spiralförmigkeit kommt die labyrinthische Struktur in der Natur nicht vor. Sie ist vielmehr eine Schöpfung des Menschen. In der Sage werden die Erfindung und der Bau des ersten Labyrinths dem Griechen Daidalos in Knossos zugesprochen. Dessen Name wiederum ist von „daidallein“ abgeleitet, was soviel wie „kunstvoll arbeiten“ bedeutet. Daidalos schuf das Labyrinth als Gefängnis für den Minotaurus, der – halb Mensch, halb Stier – aus einer Verbindung zwischen dem Stier des Poseidon und Parsiphae, der Frau des Minos, hervorgegangen war. Die Flucht aus den dunklen labyrinthischen Gängen war nur durch eine List möglich. Theseus, der sich unter die Menschenopfer für den Minotaurus gemischt hatte, gelang dies. Er tötete den Minotaurus und fand mit einem Fadenknäuel, das ihm dessen Halbschwester Ariadne schenkte, aus dem Labyrinth heraus.

Das früheste bekannte Kirchenlabyrinth stammt aus einer römischen Basilika im algerischen El Asnam und entstand 324 n. Chr. Über



LABYRINTH IM GARTEN DES GETTY CENTER IN LOS ANGELES

verschiedene Stränge wird die Urform aus der römischen und christlichen Antike in das Mittelalter überliefert. Viele Kathedralen von Saragossa bis zum Ural besitzen noch heute ein Bodenlabyrinth und belegen dessen kulturkreisübergreifende religiöse Symbolik.

Um 1210 gebaut findet sich das wohl berühmteste Kirchenlabyrinth in Chartres. Mit seinen 11 Umgängen und einer Weglänge von 294 Metern nimmt dieses Bodenlabyrinth die ganze Breite des Mittelschiffs ein. Im Mittelalter wird das Labyrinth immer stärker mit christlichen Inhalten belegt. Das Lebenskreuz findet Eingang in die labyrinthische Gliederung, es wird konzentrisch.

Mit zu den jüngsten religiösen Anlagen gehört das Labyrinth, das 1977 im Kölner Dom eingefügt wurde. In der Regel wurden Kirchenlabyrinthe – meist in der Nähe des Westportals angelegt – als begehbare Anlage gedacht und hatten daher einen erheblichen Durchmesser. Für den Eintretenden wird es zur Aufforderung: Bevor er den Altar erreicht, hat er zuerst die etwa 30 cm breiten Wege des Labyrinths bis zum Zentrum zu durchwandern. Eine Einstimmung auf den Höhepunkt des religiösen Erlebens. Das Ausschreiten der

Bahnen lässt sich aber auch als Bußweg oder als Ersatzpilgerfahrt ins Heilige Land beschreiben. Somit wird der Gang durchs Labyrinth zur Läuterung und in seiner Bewegung zum Pilgerweg. Symbolisch steht er für jeden Weg menschlichen Suchens.

Hatte es im Mittelalter Labyrinth nur in Kirchen gegeben, so traten sie zur Zeit der Renaissance aus dem sakralen Raum hinaus und veränderten zugleich ihre Struktur: Aus dem zwangsläufigen Weg zur Mitte wird ein Weg in die Orientierungslosigkeit. Der Irrgarten war geboren. Der ursprünglich einzige Weg verzweigt sich zu vielen Wegen, von denen aber alle bis auf einen in Sackgassen enden. Zum Amüsement angelegt, existieren viele davon noch heute in alten Schlossparks oder werden auch neu angelegt.

Sich dem Reiz des Verlorengehens ausliefernd, irren viele Besucher durch das Gewirr der Gänge, mitunter der Verzweiflung nahe, manchmal auch dem Ausgang, ohne es zu wissen. Nicht aufzugeben, beschert am Ende das Erfolgserlebnis. Dabei wird die Verirrung als Spaß inszeniert – der symbolische Wert des Labyrinths hingegen verschwindet zur Bedeutungslosigkeit.

journal16 ■ VERANSTALTUNGSHINWEISE

16. Mai 2009 (Sa.)
Gipfeltreffen der Moderne
 Das Kunstmuseum Winterthur
 Offene Akademietagung

23. bis 24. Mai 2009 (Sa.-So.)
Tristan und Isolde
 Oper von Richard Wagner
 Offene Akademietagung

6. Juni 2009 (Sa.)
Aggression, ADHD, Angst ...
 Zum Umgang mit Verhaltensstörungen in der Schule
 Offene Akademietagung

Das Buch zum Modell

Studie wieder lieferbar

Die spezifischen Streitschlichtungsansätze für die Grundschule wurden auch in der 11. Bensberger Studie „Kinder lösen Konflikte selbst! Mediation in der Grundschule“ publiziert. Diese liegt seit Anfang 2009 in der fünften, überarbeiteten und erweiterten Auflage vor.

Die Studie ist selbst ein kleines Erfolgsmodell: Erstmals im Jahr 2000 veröffentlicht, wurden inzwischen mehr als 7.000 Exemplare über den Buchhandel und die Akademie verkauft. Dies liegt vor allem darin begründet, dass die Veröffentlichung aus der konkreten Arbeit in der Schule und den Workshops entstanden ist. Das Buch ist für die Praxis geschrieben und es enthält zahlreiche Materialien und Anregungen für den Einsatz des Bensberger Mediations-Modells. So ergänzt es die Trainingsveranstaltungen der Akademie, die das Handwerkszeug der Mediation und das Vorgehen bei der Einführung in der Schule vermitteln.

Streitschlichten macht Schule

Aktuelles zum Bensberger Mediations-Modell

VON ANDREAS WÜRBEL

Seit 1995 gehören Veranstaltungen zur Konfliktbewältigung in der Schule zum festen Angebot der Akademie. Im Mittelpunkt stehen die Ausbildung und Begleitung der Lehrerinnen und Lehrer. Das hat in vielen Fällen bereits Früchte getragen, denn die Arbeit mit dem Bensberger Mediations-Modell zeitigt eine deutlich gewaltreduzierende Wirkung bei den Kindern. Dies zumindest belegt eine Studie von Dr. Jan Köhler, der am Institut des Bochumer Kriminologen Prof. Dr. Thomas Feltes das Modell in der Grundschule evaluiert hat. Untersucht wurden die Erfahrungen an

der Gertrudis-Schule in Bochum – mit dem zentralen Ergebnis, dass das Programm besondere Chancen für die Verbesserung des Schul- und Klassenklimas bietet. Um diese im Schulalltag voll zu entfalten, bedarf es jedoch einer langfristigen Implementierung. Ein entscheidender Erfolgsfaktor ist zudem der frühzeitige Einsatz ab dem ersten Schuljahr. Der Nutzen des Modells liegt vor allem darin, dass es die sozialen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler fördert und über reine Gewaltprävention hinausgeht.

Das Besondere am Bensberger Ansatz ist die Kombination von Klassentrainings und Schlichtungskonzepten. Der wissenschaftlichen Evaluierung ging eine Entwicklungs- und Erprobungszeit von mehr als 13 Jahren an der Akademie voraus. Dass die Angebote zur Streitschlichtung einmal zur erfolgreichsten Veranstaltungsreihe in der mehr als 50-jährigen Akademiegeschichte werden würden, hatte bei deren Start niemand erwartet. Trainer, Akademiemitarbeiter und Praktiker aus dem Bereich Schule entwickelten gemeinsam die Konzepte, Materialien und Workshops, die unter dem Namen „Bensberger Mediations-Modell“ zusammengefasst wurden.

Interessierte Pädagogen können sich in einer dreiteiligen Basisausbildung sowie in zwei Aufbaumodulen nach dem Modell aus- und weiterbilden lassen. Dabei lernen sie, wie sie Streitschlichtung – diffe-

renziert nach Schulformen – in der Schule einführen können. Während in der Sekundarstufe meist einzelne Schülerinnen und Schüler klassenübergreifend zu Streitschlichtern qualifiziert werden, geht es in der Grundschule vor allem darum, im Klassenverband Rituale und Regeln einzuüben. Ab dem dritten Schuljahr werden zudem alle Kinder zur selbständigen Regelung von Konflikten befähigt. Als Hilfsmittel speziell für die Grundschule wurde ein „Hosentaschenbuch“ entwickelt, in dem die wichtigsten Schritte für das Konfliktgespräch verzeichnet sind. Dabei gilt: Die Streitschlichtung muss breit eingeführt und immer wieder aufgefrischt werden, um ihre Wirkung dauerhaft entfalten zu können.

Ergänzt wird der Methodenkoffer für Lehrerinnen und Lehrer durch spezielle Veranstaltungen und Publikationen, beispielsweise zu den Themen Mobbing, Deeskalation und Konfrontative Pädagogik. Die große Nachfrage bestätigt den Erfolg. Bis Ende März 2009 haben insgesamt mehr als 2.000 Personen an 240 Trainings und Workshops teilgenommen. Die meisten von ihnen haben mindestens drei Ausbildungsmodule besucht, so dass eine nachhaltige – auch persönliche – Entwicklung unterstützt wird. Die Trainer wiederum kommen selbst aus unterschiedlichen Schulformen. Ihre Praxisnähe und Erfahrung machen letztlich eine wesentliche Stärke der Ausbildung aus.



Neue Veröffentlichung zur Schulmediation in der Förderschule

Dieser neuen Veröffentlichung der Thomas-Morus-Akademie Bensberg geht eine mehr als zehn Jahre dauernde Entwicklung vorweg. Seit 1996 bietet die Akademie Trainings für Lehrerinnen und Lehrer aus den unterschiedlichen Schulformen und -stufen zum Thema Schulmediation und Streitschlichtung an. Zudem gibt es Veröffentlichungen der Akademie zur Mediation in der Grundschule (Bensberger Studie 11) und zur Mediation in Kindertagesstätten. Für die Sekundarstufe wird die Neuauflage zur

Zeit vorbereitet. Für die Förderschulen gab es bislang noch kein umfassendes Konzept zur Schulmediation. Es ist eng verbunden mit den Leitlinien des Bensberger Mediations-Modells, das sich wie ein roter Faden durch die verschiedenen Trainingsangebote und die Veröffentlichungen zieht. Das Modell berücksichtigt gerade mit Blick auf die Schülerinnen und Schüler in der Förderschule das Alter und die sprachlichen Möglichkeiten der Konfliktpartner. Bedacht wurden dabei auch die unterschiedlichen Formen der Förderschulen.



VERÖFFENTLICHUNGSHINWEIS

Bensberger Studie 17
Konflikte lösen lernen
Das Bensberger Mediations-Modell in Förderschulen

Günther Braun, Kathleen Schmiegel,
Gaby Schuster-Mehlich

ISBN 978-3-89198-113-9
Preis: € 13,00

Der „genetische Fingerabdruck“ in Europa

Vorbeugende Verbrechensbekämpfung contra Verfassungsrecht?

VON FRIEDHELM ISENBERG

Die DNA-Analyse hat sich in Europa zu einem effektiven Werkzeug der Kriminalitätsbekämpfung entwickelt – als „Fingerabdruck des 21. Jahrhunderts“ ist sie zugleich jedoch ein sehr umstrittenes Instrument. So weisen deutsche Datenschützer darauf hin, dass die Entnahme und Untersuchung von Körperzellen zur Erstellung und Speicherung eines genetischen Fingerabdrucks einen tief greifenden Eingriff in das Recht auf informationelle Selbstbestimmung der Betroffenen darstellen.

Das Prinzip der DNA-Analyse baut auf ein umfangreiches Datenbanksystem auf, das derzeit in vielen Ländern Europas entwickelt wird. Ein Beispiel ist Großbritannien, das mit aktuell über vier Millionen Einträgen über die weltweit umfangreichste Gen-Datei von Verurteilten und Verdächtigten verfügt. Allein der Tatverdacht und die vorläufige Festnahme reichen hier aus, um in der DNA-Datenbank erfasst zu werden. Unter anderem sind bereits über 100.000 Kinder registriert. Ein Aspekt, den deutsche Datenschützer sehr bedenklich finden. Sie kritisieren, dass in der Europäischen Union ein einheitlicher Datenschutzstandard und eine gemeinsame Grundlage zur Erfassung von DNA-Analysen für die nationalen Ebenen fehlen. Dennoch findet ein grenzüberschreitender DNA-Abgleich statt, auf den sich die Justizminister der EU-Mitgliedsstaaten im Jahr 2007 einigten. In Zukunft soll dieser sogar noch ausgeweitet werden. Das heißt: Trotz starker Bedenken, wie zum Beispiel gegenüber der britischen DNA-Datei, werden in Deutschland die jeweils nach geltendem nationalen Recht geführten Gen-Dateien anderer Länder zur Ermittlung von Straftätern in Anspruch genommen.

Diesen Themen widmete sich auch eine Studienkonferenz der Akademie, die vom 15. bis zum

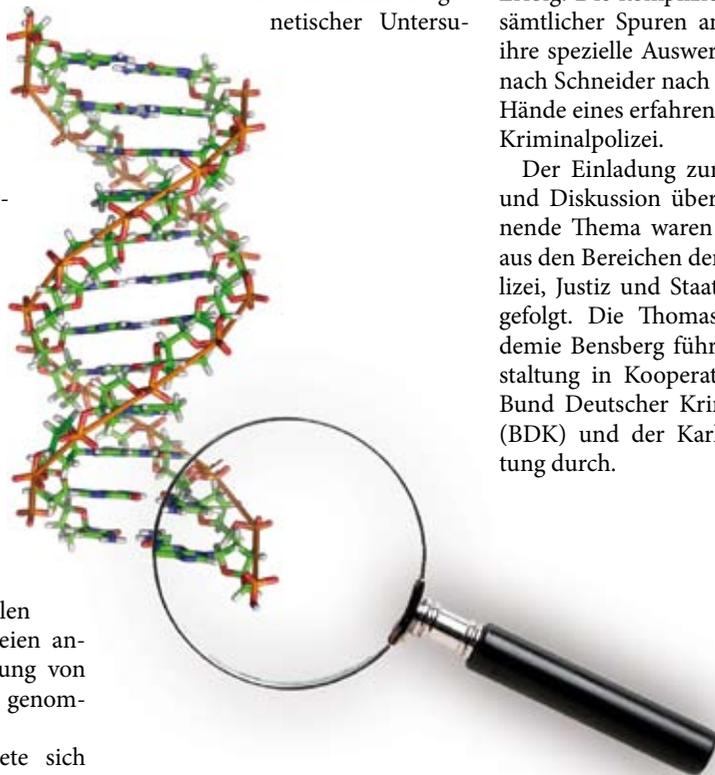
17. März 2009 in Bensberg stattfand. Das Spannungsfeld zwischen Selbstbestimmungsrecht, Interesse des Staates und Opferbelangen stand im Zentrum der internationalen Tagung. Referenten aus sechs Ländern gaben einen Einblick in die europäischen Entwicklungen auf diesem Gebiet.

So plädierte Wolfgang Bosbach, Mitglied des Bundestages und stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, dafür, dass die DNA-Analyse eine Standardmaßnahme bei erkennungsdienstlichen Behandlungen werde. Das bedeutet, dass – neben der Abnahme des klassischen Fingerabdrucks und dem Anfertigen eines Lichtbildes – künftig auch Speichelproben zur Erstellung eines „genetischen Fingerabdrucks“ entnommen werden dürften. Forensik-Experten befürworteten dieses Vorhaben und sehen die DNA-Analyse als eine Wunderwaffe der Täterermittlung. Mittlerweile gibt es kaum eine Tatortuntersuchung, in der die Kriminaltechniker nicht menschliche Spuren zur DNA-Analyse schicken, deren Ergebnis mit 99,99-prozentiger Sicherheit den Täter identifiziert, wenn entsprechende Vergleichsproben vorhanden sind. So können Straftäter dank molekular-genetischer Untersu-

chungen noch nach Jahrzehnten überführt werden.

Für Rüdiger Thust vom Bund deutscher Kriminalbeamter (BDK) kommt die DNA-Analyse als kriminologisches Werkzeug dennoch nicht ausreichend zum Einsatz: „Die Erfolgsquote könnte höher sein, wenn die DNA-Spuren in den Ländern schneller bearbeitet würden.“ Man spricht sogar von einem Bearbeitungsstau in der Analyse. Mittlerweile führen aber nicht nur die Landeskriminalämter entsprechende Untersuchungen durch, sondern auch kommerzielle Einrichtungen, die sich besonders in Großbritannien zu ernst zu nehmenden Konkurrenten in der Analysetechnik etablieren. Die Stärke der kommerziellen Labors liegt in ihrer Effektivität bei Standard- und Reihenuntersuchungen, also der Erfassung und Untersuchung von Speichelproben. Dr. Harald Schneider, Leiter der DNA-Abteilung des Landeskriminalamtes Hessen, sieht diese Entwicklung hingegen kritisch. Denn eine einseitige Fokussierung auf die DNA-Analyse übersieht, dass es an einem Tatort eine Fülle von unterschiedlichen Spuren gibt, die es zu erfassen und auszuwerten gilt. Erst gemeinsam führen die Analyseergebnisse zu einem Erfolg. Die komplizierte Erfassung sämtlicher Spuren am Tatort und ihre spezielle Auswertung gehören nach Schneider nach wie vor in die Hände eines erfahrenen Labors der Kriminalpolizei.

Der Einladung zur Information und Diskussion über dieses spannende Thema waren 80 Fachleute aus den Bereichen der Kriminalpolizei, Justiz und Staatsanwaltschaft gefolgt. Die Thomas-Morus-Akademie Bensberg führte die Veranstaltung in Kooperation mit dem Bund Deutscher Kriminalbeamter (BDK) und der Karl-Arnold-Stiftung durch.



Montage: DNA, wikipedia.org

Papst Benedikt XVI. in Jordanien und Israel

Gespräch mit Matthias Kopp

Der Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, berichtet am Montag, den 18. Mai 2009, um 18.00 Uhr in Bensberg über die mit Spannung erwartete Reise von Papst Benedikt XVI. nach Jordanien und Israel. Das Kirchenoberhaupt besucht eine der heikelsten Regionen der Welt – sowohl religiös als auch politisch. Dies bringt zahlreiche Herausforderungen mit sich, wobei vor allem ökumenische und interreligiöse Themen die Reise prägen. Mit Interesse wird erwartet, wie sich der Papst zum ungelösten Nahostkonflikt und zur Lage der Christen im Nahen Osten äußern wird. Matthias Kopp ist während der Papstreise vor Ort.

Informationen zur Veranstaltung: www.tma-bensberg.de oder 02204 - 40 84 72.

Projekt mit Modellcharakter

Lob für NetWork.21

In einer Pressemitteilung vom 2. April 2009 verweist Staatsministerin Maria Böhmer auf die vielfältige Landschaft der Bildungsprojekte zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwanderungsfamilien und zur Erhöhung ihrer Bildungschancen. Hier stellt sie neben anderen Initiativen besonders das Projekt NetWork.21 heraus, weil es junge Frauen und Männer in den Übergangphasen Schule und Ausbildung oder Studium und Beruf fördert. Zuvor hatte bereits der Nationale Integrationsplan der Bundesregierung das Projekt der Thomas-Morus-Akademie erwähnt. Das Mentoringprogramm wird hier als Beispiel für den Versuch zitiert, jungen Frauen berufliche Orientierung zu geben. Besonderen Wert legt die Bundesregierung in der Beschreibung des Projektes auf die interkulturellen Kompetenzen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Sie sei eine „spezifische Ressource für die Eingliederung in den Arbeitsmarkt“. Weitere Informationen zu NetWork.21 auf den Seiten 18 und 19.

Kultur steht weiter hoch im Kurs

Neue Studie zeigt die Bedeutung der Kultur als touristische Attraktion

VON SUSANNA THEUNISSEN

Kultur ist weiterhin ein zentrales Motiv im Tourismus: Zu diesem Ergebnis kommt eine Untersuchung der Universität Paderborn, der Thomas-Morus-Akademie Bensberg und des Studien- und Erlebnisreiseveranstalters Gebeco. Die Ergebnisse der Studie stellte Professor Dr. Albrecht Steinecke, Lehrstuhlinhaber für Wirtschafts- und Fremdenverkehrsgeographie an der Universität Paderborn, im Rahmen des ITB Tourism and Culture Day am 13. März 2009 auf der ITB Berlin vor.

Insgesamt wurden über 1.500 Personen ab 16 Jahren im Rahmen einer vom Europäischen Tourismus Institut (ETI) durchgeführten Telefonumfrage zu ihren Urlaubsinteressen befragt. 63 Prozent der Befragten gaben an, sich bei ihrer letzten Urlaubsreise für das kulturelle Angebot ihrer Reiseregion interessiert zu haben. Damit wird das Kultur-Motiv nur noch vom Wunsch „sich zu erholen und aus-

zurufen“ übertroffen. Auf Rang 3 folgt mit 60 Prozent der Nennungen der Wunsch, „sich zu bewegen und aktiv zu sein“. Wesentlich weniger Touristen hingegen wollen im Urlaub etwas für ihre Gesundheit tun (48 Prozent). Spaß und Unterhaltung sind nur für 31 Prozent ein zentrales Urlaubsreisemotiv.

Das große kulturelle Interesse der Reisenden spiegelt sich auch in deren Aktivitäten wider. So besucht jeder Zweite im Urlaub eine Kirche oder ein Kloster. Damit rangieren diese Ziele noch vor Museen und Ausstellungen. Für 82 Prozent der Befragten sind Besichtigungen von Kultureinrichtungen fester Bestandteil eines gelungenen Urlaubs. Dies macht deutlich: Die Perspektiven für den Kulturtourismus sind gut. Doch kulturtouristische Angebote sind keine Selbstläufer. Sie stehen in einem wachsenden Wettbewerb mit neu hinzukommenden Angeboten im Rahmen des Städtetourismus sowie thematischer Erlebniswelten. Künftig, so Steinecke, gehe es vor allem darum,

dass sich die kulturtouristischen Angebote noch stärker als bislang profilierten, denn heutzutage erwarteten die Reisenden eine anschauliche und lebendige Präsentation und keine trockenen Zahlen, Daten und Fakten. Kriterien für einen gelungenen Urlaub sind vor allem die Befriedigung der Sehnsucht nach Abwechslung vom Alltag (94 Prozent), eine schöne, niveauvolle Atmosphäre (90 Prozent) und das gemeinsame Erlebnis in der Familie oder mit dem Partner (84 Prozent). Erst auf dem vierten Platz folgen die Neugierde der Menschen auf kulturelle Inhalte und ihr Wunsch, dazuzulernen.

Fest steht: Entscheidend ist letztlich immer das Gesamterlebnis. Gelingt es den Reiseveranstaltern dabei zugleich, authentische Kulturerfahrungen zu vermitteln, so wird dies den Urlaubern einen emotionalen und den Touristikern einen ökonomischen Mehrwert liefern.

URLAUBSAKTIVITÄTEN



URLAUBSMOTIVE



Quelle: Bundesweite repräsentative Telefonbefragung der ETI GmbH im Auftrag der Universität Paderborn, von Gebeco und der Thomas-Morus-Akademie. Januar 2009.

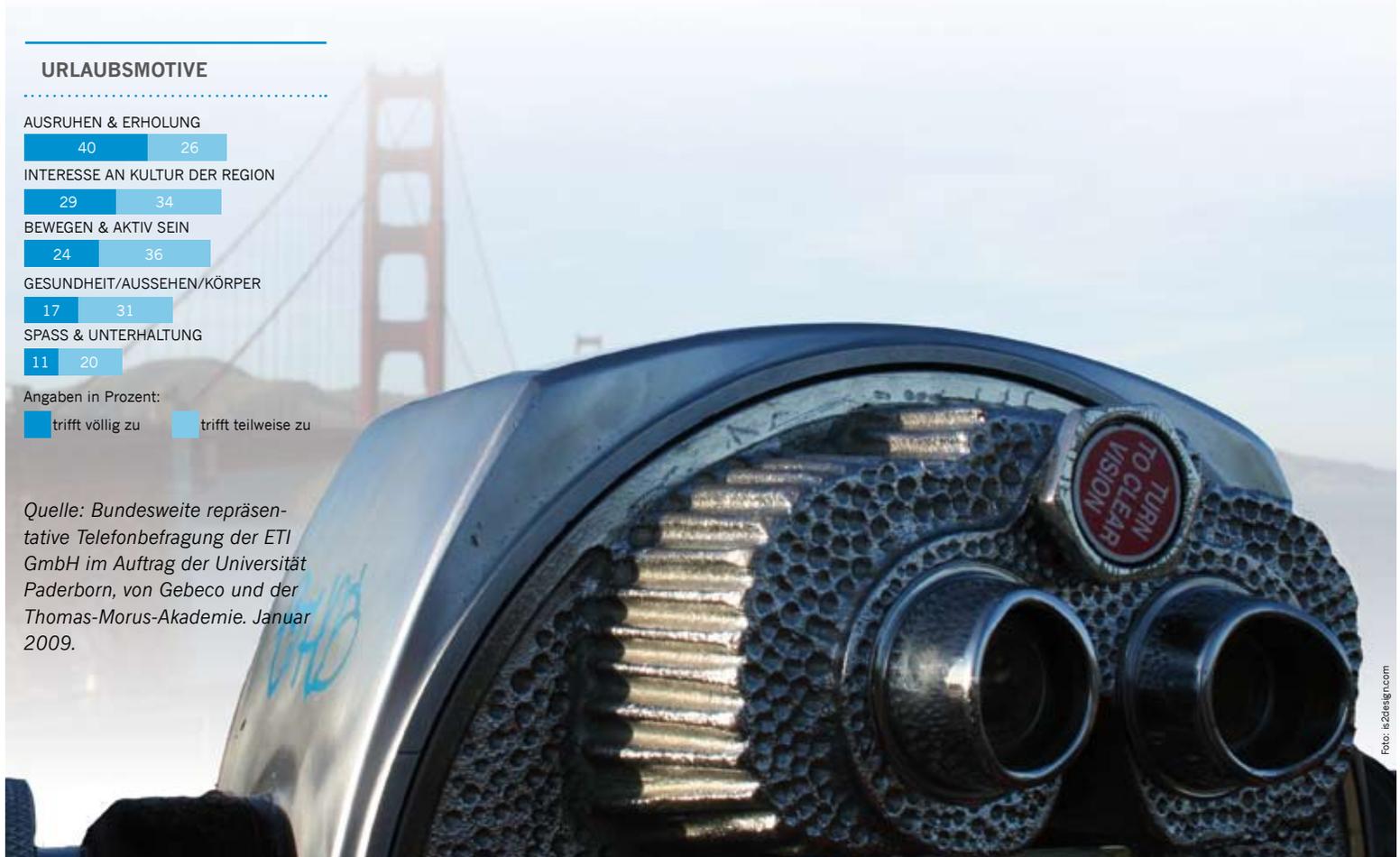


Foto: is2design.com

Den Nachwuchs auf die Reise geschickt

Rauchende Köpfe auf dem Presseworkshop der ITB Berlin 2009



Redaktionssitzung



Redaktionssitzung



Redaktionssitzung



VON SUSANNA THEUNISSEN

Gut ausgerüstet mit Laptop und Diktiergerät trafen sich 15 junge Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten vom 10. bis zum 15. März zu einem von der Akademie veranstalteten Presseworkshop auf der ITB Berlin. Die Konzeption des Workshops als „training on the job“ ermöglichte den Teilnehmern einen vertieften Einblick in die Welt des Reisejournalismus und eine gute Gelegenheit, echte Arbeitsluft zu schnuppern: Sie erstellten mit „young press“ einen Bestandteil des täglichen ITB-Presserichts, der Journalisten mit Neuigkeiten und aktuellen Trends zur weltweit bedeutendsten Fachmesse der Tourismusbranche versorgt. In einer allmorgendlich stattfindenden Redaktionskonferenz werteten die Teilnehmer das Veranstaltungsprogramm des Tages aus und begaben sich auf die Suche nach spannenden Themen für ihre Artikel. Anschließend wurde auf der Messe recherchiert. Im eigenen Redaktionsraum wurden die Manuskripte vor Ort geschrieben und redigiert.

Der Workshop wurde bereits zum 15. Mal in Kooperation mit der Messe Berlin durchgeführt. Haupt-

ziel war das Erlernen und Einüben von journalistischer Praxis und von Strategien, um den eigenen Schreibstil zu verbessern und neue Zugänge zum Schreiben zu finden. Dabei zeigte sich: Aller Anfang ist schwer. Die Hektik des Messealltags sowie die sich dort bietende Informationsflut stimmten den ein oder anderen Teilnehmer am Ende des ersten Tages nachdenklich: Denn wie schreibt man einen spannenden Artikel unter Zeitdruck? Wie destilliert man die wichtigen Inhalte einer einstündigen Pressekonferenz? Und wie geht man mit PR-Informationen um? – Entsprechende Tipps und Informationen dazu lieferten erfahrene Betreuer wie Dr. Jan-Christoph Kitzler vom Deutschlandradio. Äpfel, Kekse und Gummibärchen lieferten den Teilnehmern in dieser Zeit die notwendige Energie zum Durchhalten.

Für die „Journalisten von morgen“ war der Workshop eine wertvolle Erfahrung, nicht zuletzt dank des Feedbacks der Profis. Neben Kitzler waren auch Günter Ermlich, freier Reisejournalist für „DIE ZEIT“, Christine Berger, freie Reisejournalistin für „Baedeker“ und „Marco Polo“, Edith Kresta, Lei-

terin der Reisedredaktion der „tageszeitung“ sowie Tobias Asmuth, der als freier Journalist unter anderem für den „fluter“ und die „Berliner Tageszeitung“ arbeitet, mit von der Partie. Sie vermittelten Handwerkliches und gaben Tipps für den Einstieg in das Berufsfeld „Reisejournalist“. Am Ende waren sich alle einig: Zum Reisejournalismus gehört mehr als das bloße Interesse für fremde Länder und Kulturen. Schreiben ist ein Handwerk, das von der Pike auf gelernt sein will. Die Teilnehmer des Workshops sind diesem Ziel in Berlin ein kleines Stückchen näher gerückt.

YOUNG PRESS IM NETZ

Alle young press-Artikel sind auf der Homepage der Akademie abrufbar.

- www.tma-bensberg.de/yp2009.pdf

Zudem ist eine Auswahl der Artikel im Blog des „fluter“ einsehbar:

- www.fluter.de/de/77/blogs/?IdBlog=64

IMPRESSUM

Herausgeber des Journals

Thomas-Morus-Akademie Bensberg
Overather Str. 51–53
51429 Bergisch Gladbach
Telefon 0 22 04 - 40 84 72
Telefax 0 22 04 - 40 84 20
akademie@tma-bensberg.de
www.tma-bensberg.de

Druck

Heider Druck und Verlag,
Bergisch Gladbach



Redaktion

Büro für Journalismus und PR:
Manfred Kasper, Ilona Bernhart;
Dr. Wolfgang Isenberg (Vi.S.d.P.)

Gestaltung

is square design

Die nächste Ausgabe erscheint im Juli 2009.

Auf der Suche nach dem Paradies

Nirgendwo ist es auf einer Landkarte zu finden, dennoch bewerben es viele: das Paradies.

VON CHARLOTTE HECKELEY

„Ich suche das Paradies, bin ich hier richtig?“ Mit dieser Frage ging ich während der vergangenen Tage über die ITB Berlin. Ich will den Ort finden, den sich viele Menschen erträumen, der aber auf keiner Landkarte zu finden ist. Genauso geht es Bärbel Paul: Sie hat ihr Paradies noch nicht gefunden und ist deshalb als Besucherin auf der ITB Berlin. „Ich suche eine schöne Stelle mit viel Ruhe, wo ich mich um nichts kümmern muss“, beschreibt die 64-Jährige ihre Vorstellung vom Paradies. „Ein kleines Paradies werde ich im Urlaub finden“, ist sie sich sicher.

Und wer könnte mir besser eine Antwort auf die Frage geben, was ein Paradies ausmacht und woran man es erkennt, als die Experten auf der ITB Berlin?

Mein Weg führt mich zuerst nach Gabun, ein Land aus dem zentralen Teil Afrikas. Es wirbt mit dem Satz: „Das letzte Paradies auf Erden“. Dort begrüßen mich Tänzer, Musiker und Yolande Bike, die Ministerin für Tourismus und National Parks von Gabun. Warum Gabun ein Paradies ist, erklärt Bike damit, dass es eine Vielfalt von Sehenswürdigkeiten gibt, wie die Strände, die tropischen Wälder, die Nationalparks und die vielen verschiedenen Tierarten. Dass Gabun das „letzte Paradies“ auf Erden sei, begründete die Ministerin damit, dass Gabun „immer noch zum großen Teil aus Wildnis“ bestehe und erst ganz „am Anfang der Tourismusedwicklung“ stehe.

Soweit muss es für die Messebesucherin Frida Haase gar nicht sein: „Das Paradies liegt in Willingen, Upland, im Bundesland Hessen“, sagt die 70-Jährige bestimmt. „Dort gibt es die schöne Natur und Ruhe.“

Gerade noch in Gabun geht meine Reise weiter: Rund 300 Kilometer westlich des afrikanischen Kontinents und etwa 1.300 Kilometer vom spanischen Festland entfernt liegt die Insel Teneriffa. Das Paradies soll es auch hier ge-

ben. „Nicht überall kann man morgens noch Schnee haben und mittags schon im Meer baden“, überrascht mich eine Standmitarbeiterin von Teneriffa. „Teneriffa ist vielfältig“, sagt sie – „ob Wandern in den Bergen, oder Schwimmen im Meer – man kann hier seine Wünsche ausleben.“ Teneriffa ist nicht umsonst die Insel des ewigen Frühlings.

Von Teneriffa geht es ein ganzes Stück weiter auf die Malediven. Dort treffe ich den 24-jährigen André. Im Mai fliegt er das zweite Mal auf die Malediven. Er interessiert sich sehr für die traumhafte Unterwasserwelt, die Menschen und ihre Kultur. Kurz gesagt: Urlaub auf den Malediven bedeutet Ruhe, Entspannung, kilometerlange paradiesische Sandstrände und eine traumhafte Unterwasserwelt. Da wundert mich auch nicht der Wegweiser: „Welcome to Paradise – Die Insel deiner Träume“ steht in einem Faltblatt des maledivischen Reiseveranstalters Komandoo. Wie traumhaft ein Leben im Paradies namens Malediven ist, erzählt mir Javeed Ahmed, ein Verkaufsmanager: „Speedboat fahren, in den zahlreichen Korallenriffen tauchen, ein Spa besuchen. Die Gäste nennen es das zweite Zuhause.“

Auf der Suche nach dem Paradies kommt man kaum zur Ruhe: Faszinierende Sehenswürdigkeiten, ein tropisches Klima, exzellentes Essen und stets ein Lächeln auf den Gesichtern der Gastgeber verspricht das nächste Paradies – Thailand.

„Welcome to our Paradise“ begrüßt mich das thailändische Paradise Beach Resort. Der Generalmanager Peter A. Schnyder hält mir ein Bild entgegen: zwei haushohe Palmen, dazwischen eine Hängematte, ein Liegestuhl. Schnyder fantasiert so, als ob er schon selbst mit den Füßen im Sand steckte, den iPod in den Ohren und den Cocktail in der Hand hat. Er betont, dass der Paradiesgast ganz für sich sein kann.

Nicht nur Sonne und Sandstrand sind Sy-

nonyme für ein Paradies. Die 30-jährige Messebesucherin Helen Feng würde sich eher im kälteren Nordeuropa paradiesisch fühlen.

Aber warum in die Ferne reisen? „Das Paradies lässt sich schon mitten in Brandenburg bei den Tropical Islands finden“, meint Kim Schäfer, der Marketingmanager dieser tropischen Urlaubswelt in Deutschland. Gäste können hier Natur, Palmen, Strände, Lagunen und Wasserfälle erleben. Und das alles bei immer gleich bleibenden 26 Grad Celsius. Die Schönwetterfront vergeht hier nie. „Die Seele baumeln lassen und bei einem Tag Urlaub in den brandenburgischen Tropen eine Massage und exotisches Essen genießen“, schwärmt Schäfer vom Indoor-Paradies Tropical Islands.

Es geht noch einfacher: „Ein netter See in Brandenburg reicht schon aus. Ich muss nicht in die Ferne reisen, denn das Gute liegt meist so nah“, bestätigt eine Besucherin aus Brandenburg. Dem schließt sich auch Joachim Gerber aus Werder an der Havel an: „Zuhause, dort, wo ich alle Leute und die Umgebung kenne, wo ich mich wohl und heimisch fühle.“ Er rät, dass „jeder mal nach Werder kommen muss, um das Paradies kennen zu lernen, denn im Frühjahr blühen hier die Bäume.“

Aus diesem Grund ist das Paradies wohl nicht auf einer Karte aufgezeichnet. Jeder muss es wohl auf seine Art selber finden. Die Messebesucherin Anke Schade macht es vor, nimmt ihren Mann herzlich in den Arm und schwärmt: „Unsere Ehe ist paradiesisch!“ Auch die siebenjährige Eve weiß: „Nur mit Mama und Papa und vielen Tieren lässt es sich im Paradies leben.“ Ihr achtjähriger Bruder Chris packt auch noch Oma und Opa mit in den Koffer.

Die Autorin, **CHARLOTTE HECKELEY**, nahm am Presseworkshop der Thomas-Morus-Akademie auf der ITB Berlin 2009 teil. Sie ist Studentin der Germanistik und Anglistik an der Universität Paderborn.





Neue Blicke auf das „Jüngste Gericht“

Die Sixtina und das Werk Michelangelos im Mittelpunkt einer Ferienakademie

VON ELISABETH BREMEKAMP

Für die 28 Teilnehmer der Ferienakademie, die Ende Februar 2009 in Rom stattfand, war es kaum fassbar, was Michelangelo zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der Sixtinischen Kapelle schuf. Fast genauso unfassbar erschien ihnen die Situation, mit nur wenigen Besuchern in der Papstkapelle zu sein, die in Spitzenzeiten täglich von 20.000 Menschen besucht wird.

Es sollte jedoch noch besser kommen: „Michelangelo hat nicht, wie seit langem überliefert wird, das ‚Jüngste Gericht‘ dargestellt“, erklärte Prälat Dr. Max-Eugen Kemper, der sich als Theologe und Kunsthistoriker seit Jahren intensiv mit der Kapelle und dem Werk Michelangelos beschäftigt. Er legte dar, dass die zentrale Christusgestalt nicht – wie bisher vermutet – den Weltenrichter verkörpere. Christus habe vielmehr die Haltung eines Tänzers angenommen. Die frühchristlichen Kirchenväter hatten häufig von Christus als dem „Vortänzer im mystischen Reigen“ gesprochen.

Kemper erläuterte, dass Michelangelo auf rund 200 Quadratmetern mit rund 390 Fi-

guren den paulinischen Gedanken von der „Auferstehung des Fleisches“ und den auferstehenden Christus als den „Erstling der Entschlafenen“ dargestellt habe. Die Teilnehmer verblüffte diese Deutung, sahen auch sie den kraftvoll dargestellten Christus mit der erhobenen Hand bisher doch eindeutig als drohenden Weltenrichter, der die Guten von den Bösen scheidet. „Die Restaurierungsarbeiten haben jedoch gezeigt“, so Kemper weiter, „dass es keineswegs um den finalen Akt des ‚Jüngsten Gerichts‘ geht, sondern um ein Geschehen vor diesem. Es ist sozusagen ein Mahnbild für das, was unausweichlich kommt, wenn die Menschen sich nicht verändern.“ Dabei ist auch das Ufer des Todesflusses, auf das die Menschen fallen, ein wichtiges Indiz für ihn. Es ist grün, in der Farbe der Hoffnung. Prälat Kemper interpretiert dies so: „Michelangelo wagt es offensichtlich nicht, selbst ein endgültiges Urteil über das Schicksal der Menschen zu fällen. Er gewährt eine Möglichkeit der Umkehr und Bekehrung.“

Neben der Sixtina galt das Interesse der viertägigen Reise auch den weiteren Werken des Künstlers in Rom: allen voran der Kuppel des Petersdomes und der Pietà. Auch das mo-

numentale Grabmal Julius' II. in San Pietro in Vincoli sowie der „Auferstandene“ in Santa Maria sopra Minerva zogen die Teilnehmer in ihren Bann. Die Genialität des Baumeisters Michelangelo vertiefte zudem Matthias Kopp, Theologe und Archäologe, u.a. am Kapitol, beim Besuch des Pantheon, des Baptisteriums am Lateran oder der unlängst wieder eröffneten Kirche Santo Stefano Rotondo. So vielfältig das Werk Michelangelos in der „ewigen Stadt“ auch ist, so überragend bleibt die Sixtina – sein Meisterwerk – in Erinnerung.

Prälat Dr. Max-Eugen Kemper hat eine kunstgeschichtlich-theologische Einführung zur Sixtinischen Kapelle für die neue Akademiepublikation „Das ‚Jüngste Gericht‘ als Hoffnungs-Bild des Glaubens. Anmerkungen zur kürzlichen Restaurierung der Michelangelo-Fresken in der Sixtina“ geschrieben. Er ist Honorarprofessor für Christliche Kunstgeschichte in Fulda, Kanoniker an Sankt Peter und war Geistlicher Botschaftsrat an der Botschaft beim Heiligen Stuhl. Mit ihm und Matthias Kopp – Theologe, Journalist und Archäologe – richtet die Akademie alljährlich bei einer Kurzreise nach Rom den Blick auf das Werk Michelangelos sowie auf die (frühchristlichen) Goldmosaiken in den Kirchen der Stadt.

Ein Gespräch über „Jedermann“

Ferienakademie zu den Salzburger Festspielen

Der „Jedermann“ gehört zu Salzburg wie Wolfgang Amadeus Mozart. Doch das Stück ist mehr als ein frömmelndes Traditionsschauspiel vor eindrucksvoller Kulisse: Hugo von Hofmannsthals „Schauspiel vom Sterben des reichen Mannes“ ist eine wirkliche Bekehrungsgeschichte. Dies betonte Prälat Professor Dr. Dr. Johannes Neuhardt anlässlich der Thomas-Morus-Ferienakademie zu den Salzburger Festspielen.

“Der „Jedermann“ ist der Exponent des geistlichen Salzburg, der sicher die größte Breitenwirkung hat.

Prälat Johannes Neuhardt

Seine theologischen Reflexionen richten dabei den Blick auf den Kern des „Jedermann“. Der Schauspieler Peter Simonischek verkörpert seit 2002 den Salzburger „Jedermann“. Das Gespräch der beiden, das wir hier auszugsweise wiedergeben, lässt die Aktualität und die Dimensionen des Schauspiels, das Max Reinhardt im August 1920 erstmals vor dem Salzburger Dom inszenierte, aufscheinen.

NEUHARDT: Wenn Salzburg heute „Jedermann“ spielt, nicht nur als Kultstück, sondern als Flagg-schiff der ganzen Festspiele, das stets mehrfach überbucht ist, dann muss man fragen: Was berührt die Menschen so an diesem Stück? Der „Jedermann“ ist der Exponent des geistlichen Salzburg, der sicher die größte Breitenwirkung hat. Da kann der Erzbischof predigen und sich die Seele heraus-schreien, aber er hat nie so viele

Zuseher wie der „Jedermann“, wenn man alle Vorstellungen zusammen-zählt. Das geistliche Salzburg ist ein insulares Phänomen, was sich geistlich hier tut, existiert nur mehr in einer insularen Gesellschaft. Es gibt insulare Zellen geistlichen Lebens in der Stadt Salzburg, aber das Flächendeckende ist Geschichte. Die Großwetterlage, in der wir uns heute befinden, ist nicht areligiös, sondern ametaphysisch. In diesem Umbruch, wo offenkundig kein Stein auf dem anderen bleibt, haben alle Gottesbilder ausgedient. Der „Gott“ ist nicht mehr zu haben!

SIMONISCHEK: Die Reinhardt'sche Inszenierung beruhte auf der genauen Berechnung, wann die Sonne untergeht – wenn der Teufel den Jedermann packt, verschwindet die Sonne. Und dann kommt der Schatten vom Turm der Franziskanerkirche. Es gibt viele Möglichkeiten. Das Ganze ist natürlich ein lebendiges Korpus, weil die Sonne zwei Wochen später zu einer anderen Zeit untergeht als zuvor. So differenziert wie das jetzt ist, war das früher nicht,

glaube ich. Jetzt fangen wir die Abendvorstellungen im Juli zu einer anderen Zeit an als im August, damit man wirklich aus der Dämmerung in die Dunkelheit kommt, damit beides in dem Stück ist. Lang hat's gedauert (...).

NEUHARDT: Es ist ja gut, wenn man weiterdenkt und das, was das Stück will, durch diesen kosmischen Bezug verdeutlicht. Wir sind ein winziges Rädchen in diesem kosmischen Getriebe und können uns nur in diese eine Richtung drehen und nicht gegenläufig, weil es sonst zum Crash kommt. Dieses Rädchen beruht auf der „conditio humana“, darauf, dass ich ein Mensch bin und als solcher eine verdankte Existenz habe (...).

SIMONISCHEK: Dennoch: Der „Jedermann“ ist sicher nicht das beste Stück von Hofmannsthal – es gibt viel differenziertere und widersprüchlichere – aber: In einer gewissen Weise ist es doch besser als andere Stücke – von der Verständlichkeit und der Dramaturgie her. Es ist überhaupt nicht spitzfindig, aber es ist griffig. Wie geschaffen, unter freiem Himmel gespielt zu werden, vor ein paar Tausend Menschen. Es gibt keine besonderen psychologischen Raffinessen.

NEUHARDT: Warum der „Jedermann“ den Leuten von heute ans Herz greift, ist seine Absage an die „Leistungsgesellschaft auf religiös“. Ich kann mir das Heil nicht erarbeiten, ich kann es mir nur schenken lassen. Ich habe das zum ersten Mal begriffen, als ich in einem orthodoxen Kloster das Osterfest mitgefeiert habe. In der gesamten

BUHLSCHAFT (SOPHIE VON KESSEL), JEDERMANN (PETER SIMONISCHEK)

© Clärchen Baus-Mattar & Matthias Baus



Orthodoxie gibt es jeden Ostersonntag das gleiche Evangelium, und zwar aus dem 20. Kapitel bei Matthäus „Die Arbeiter im Weinberg“, eine Auferstehungs-Perikope! Und als statt einer Predigt der Text des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos gelesen wurde, habe ich verstanden, was Ostern ist: Es ist völlig egal, ob du schon ab der dritten Stunde gearbeitet hast, ob du zu spät gekommen bist oder dich überhaupt nicht bemüht hast: Jetzt freue dich, das Mastkalb ist geschlachtet, es ist Ostern! Es wird eben nicht nach Leistung gefragt.

SIMONISCHEK: Das steht doch einer katholischen Sozialisation völlig entgegen. Sittliches Wohlverhalten im Sinne der zehn Gebote führt geradewegs ins Paradies. Der ganze Ablasshandel basierte doch auf diesem Tauschgeschäft: Die Folgen des Versagens sind mit Geld oder Gelübden zu kompensieren. Meine ganze Internatserziehung bei den Benediktinern war geprägt von dem Schuld- und Sühne-Gedanken. Auch Jedermann sagt zu seiner Mutter: „Ich weiß, die Pfaffen drohen halt gern! / Das ist nun mal ihre Sach in der Welt / Ist abgesehn auf unser Geld ...“ usw. Sie sind offensichtlich engherziger als der Herr der Osterbotschaft von den Arbeitern im Weinberg.

NEUHARDT: Auch zur Zeit Mozarts gab es die „Leistungsgesellschaft auf religiös“. Mozart war katholisch sozialisiert, er hat alles brav mitgemacht. Der Vater war Jesuitenschüler in Augsburg, furchtbar streng erzogen und hat diese katholische Sozialisation, wie man sie damals verstanden hat, eins zu eins an die Kinder weitergegeben. Wenn man im Tagebuch der Nannerl liest, wie oft sie in Maria Plain beichteten war und bei welchen Bruderschaften die Mozarts Mitglieder waren, so ist das alles katholische Sozialisation, aber nicht geistliches Salzburg. Man hat geglaubt, das Christentum in einer religiösen Leistungsgesellschaft mobilisieren

zu können, aber das hat ja nichts mit geistlich zu tun. Der Mensch, der das Christentum verstanden hat, weiß, dass es umsonst ist, dass ich keine Leistungen aufweisen muss, dass Gott mich gern hat, so wie ich bin, und nicht, so wie ich sein sollte.

SIMONISCHEK: Der „Jedermann“ ist das Paradebeispiel dafür, dass nicht nach Leistung gezahlt wird. Deswegen wird er so gern gesehen und so leichtfertig kritisiert. Die Leute kritisieren meistens das Ende, weil es zu billig sei. Dann braucht man aber nur zu fragen, ob sie es für sich gerne anders möchten. „Behandle jedem nach seinem Verdienst, (...) und wer entgeht der Peitsche?“, heißt es im „Hamlet“.

NEUHARDT: Noch ärger ist die Leistungsgesellschaft im asiatischen Denken, das von einem ringförmigen Zeitbegriff ausgeht, in dem jeder Mensch durch viele Wiedergeburt hindurch sein Karma ab dienen muss. Die ganze westliche Welt hat aus dem Judentum den linearen Zeitbegriff übernommen. Der Moment, wo ich zur Tür hereingegangen bin, ist Geschichte und kann so nicht wiederholt werden. Das Leben ist eine Linie, die nicht umkehrbar ist. Im christlich-abendländischen Denken ist der Mensch eine einzige Schöpfung Gottes, eine nicht wiederholbare Größe. Er muss eben nicht die eigenen Schweinereien, die er in der vorhergehenden Existenz gemacht hat, selbst ab dienen. Dies hätte mit Erlösung nichts zu tun. Wir glauben, dass wir erlöst werden, auch wenn wir der Barmherzigkeit Gottes große Angriffsflächen bieten. Das Christentum ist keine logische Religion, es ist unglaublich, wie wenig alles kalkulierbar ist, am wenigsten der Faktor Geist. (...) Der Dom in seiner wiederhergestellten Pracht vermittelt die Verwandlung, die das Christentum zuinnerst meint, die Wirklichkeit dieser Welt ernst zu nehmen – und das unterscheidet uns von Asien – aber die-

se Wirklichkeit ist „darzuhöhen“¹. Martin Buber meint damit letztlich dasselbe, was in der Geheimen Offenbarung (Kapitel 21) gesagt ist, dass in das Himmlische Jerusalem alle Schätze dieser Welt hineingetragen werden. Die weiße Fassade wird bekrönt von der Figurengruppe der Verklärung Christi. Dass das Gewand des Herrn weiß wird wie das Licht, ist in dieser plakativen Fassade in Stein übersetzt. Sie haben seit 2002 die Rolle des Jedermann inne, wie haben Sie diese Verwandlung vom Leistungs- zum Erlösungsglauben erlebt?

SIMONISCHEK: Die Schwerfälligkeit, mit der Jedermann den Barmherzigkeits-Begriff des Neuen Bundes langsam einsickern lässt in sein geängstigtes und durch die Gewissheit des nahen Todes gepeinigtes Herz, ist schauspielerisch ergiebig. Hofmannsthal lässt ihn weit ausholen, und Jedermann setzt beim Gott des Alten Testaments an. Beim Vernichter von Sodom und Gomorra, beim „Auge-um-Auge-Zahn-um-Zahn-Gott“, um während weniger Repliken die Wandlung zu erleben. Das Geschenk des Glaubens wird ihm zuteil. Die Erkenntnis lautet: „So lange ich leb auf Erden / kann ich durch Christum gerettet werden.“ Zunächst verzweifelt Jedermann in masochistischer Weise. (...) „Ich bin in Sünden zu weit! Dahin reicht keine Barmherzigkeit!“ Er ist von Anfang an als logisch denkender und kühl rechnender Kapitalist eingeführt. Für nichts etwas zu bekommen ist gegen seine Lebenserfahrung und seine „Ideologie“. Wir erleben mit ihm, wie schwer es ist, an Gottes Barmherzigkeit zu glauben. Ich liebe die Herausforderung, diesen Wandel glaubwürdig zu machen. (...)

Quelle: Neuhardt, Johannes (Hrsg.): Es klingt der Stein. Erkundungsrundgänge im geistlichen Salzburg. Salzburg 2006. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Pustet Verlags.

1 In enger Anlehnung an den hebräischen Urtext übersetzt Martin Buber das Wort, das in den meisten deutschen Bibeln „opfern“ heißt, mit „darhören“ („in die Höhe tragen“).

VERANSTALTUNGSHINWEISE

20. bis 24. Juli 2009 (Mo.-Fr.)
Musik und Kultur an der Isar
Opernfestspiele in München

Opernbesuche („Ariadne auf Naxos“ im Prinzregententheater, „Nabucco“ und „Luisa Miller“ im Nationaltheater), Blicke hinter die Kulissen, Museums- und Ausstellungsbesuche oder Stadtspaziergänge in der bayerischen Kulturmetropole gehören zum Programm.

29. Juli bis 3. August 2009
(Mi.-Mo.)

Gärten, Schlösser und Musik
Schwerin und sein Umland

Kunsthistorische Spaziergänge durch Schwerin, Ausflüge in die nähere Umgebung (Schloss und Park Ludwigslust, Barlach-Stadt Güstrow) sowie ein Besuch von Mozarts „Zauberflöte“ vor dem Schweriner Schloss und ein Konzert mit Werken Vivaldis und Bachs in der Scheune in Ulrichshusen sind neben dem Besuch der Bundesgartenschau Programmpunkte der Ferienakademie.

23. bis 30. August 2009 (So.-So.)
Sommer in Salzburg
Eine Kulturwoche zu den Festspielen 2009

Der Besuch der Jedermann-Aufführung steht ebenso auf dem Programm wie der der Mozart-Opern „Le nozze di figaro“ sowie „Così fan tutte“ und der Oper „Armida“ von Joseph Haydn. Hintergrundgespräche zu Themen der Aufführungen runden neben Blicken hinter die Kulissen der Salzburgfestspiele (Werkstätten, Archiv, Bühnen), Stadtspaziergängen und Ausflügen ins Salzkammergut die Eindrücke ab.

Weitere Informationen:
► www.tma-bensberg.de

Design zwischen Alltag und Kunst

Eine Erkundung zur Popularisierung des Designs

Wo Design und Kunst sich treffen, ist oftmals schwer zu beschreiben. Die Unterschiede sind nur gering: So wird das Design zur Kunst, wenn ihm die Funktionalität verloren geht – Kunst hingegen ist Design, das keinen Zweck mehr erfüllen muss. Die Thomas-Morus-Akademie Bensberg hat sich auf die Spuren von Kunst und Design begeben.

“Design zapft Kunst an, und Kunst zapft Design an.

Dr. Andreas Baumerich



DESIGN VERSTEHEN – DR. ANDERAS BAUMERICH IM KÖLNER MUSEUM FÜR ANGEWANDTE KUNST



VON JOHANNES SOIKA

Das 20. Jahrhundert ist eng mit einem Designbegriff verbunden, der sich in der zweiten Jahrhunderthälfte zunehmend wandelt. Ehemals klare Abgrenzungen zwischen „Industrial Design“ oder „Klassischer Moderne“, Kunsthandwerk und Kunst werden fließend, anonymes Massendesign steht neben dem persönlichen Statement des Entwerfenden.

Seit Herbst 2008 präsentiert das Museum für Angewandte Kunst in Köln seine Designsammlung in neuer Form. Erstmals bietet sich in der Dauerpräsentation eines deutschen Museums die Möglichkeit, Design nicht isoliert, sondern in der Beziehung zu Werken der Bildenden Kunst zu betrachten. „Kunst und Design im Dialog“ – so der Titel der Ausstellung – führt die komplexen Verflechtungen der industriellen Formgebung mit den zeitgleichen künstlerischen Entwicklungen vor dem Hintergrund der Zeit- und Kunstgeschichte vor Augen.

Das Museum setzt bei dem an, was in Deutschland die

Klassische Moderne war und in Amerika das Industrial Design. Das beginnende 20. Jahrhundert ist durch zahlreiche Schlüsselwerke vertreten: Möbel, Leuchten, Haushaltsobjekte, Kameras oder Radios, entworfen von wegweisenden Gestaltern wie Frank Lloyd Wright, Charles und Ray Eames, Dieter Rams oder Philippe Starck. In Relation dazu treten – neben herausragenden Gemälden etwa von Piet Mondrian oder Wassilij Kandinsky – Arbeiten von Günther Uecker, Jesús Rafael Soto oder Victor Vasarely. Design steht so nicht verbindungslos neben der Bildenden Kunst, es wird zur Spielart des Künstlerischen. Dazu passt, dass viele Designprodukte seit einigen Jahren wie Kunst gehandelt werden. So werden rare oder limitierte Möbelstücke und selbst unfertige Prototypen zu Preisen versteigert, bei denen selbst die Künstler sich verwundert die Augen reiben.

ZWISCHEN ALLTAG UND KUNST

Dem Verhältnis von Kunst und Design ging am 5. März auch eine Veranstaltung der Thomas-Mo-

rus-Akademie nach. Unter dem Titel „Popularisierung des Designs“ hatten Interessierte die Gelegenheit, sich sowohl im Museum für Angewandte Kunst Köln als auch im Einrichtungshaus IKEA in Köln-Godorf mit unterschiedlichen Deutungsweisen von Kunst auseinanderzusetzen. Während das Museum das Verhältnis von Kunst und Gestaltung unter dem eher künstlerischen Aspekt betrachtet, formuliert sich die vornehmlich am Gebrauchswert orientierte Design-Idee im Einrichtungshaus IKEA durch die Maximen „funktionsgerecht“, „formschön“, „preisgerecht“ und somit „für möglichst viele Menschen erschwinglich“ – Design wird zum Gegenstand des Alltags.

Mit dieser Popularisierung hat auch der Glaube Verbreitung gefunden, dass Design quasi a priori ein Garant für Verkaufserfolg sei. So bezeichnen sich Friseure mit einem ausgeprägten ästhetischen Berufsverständnis als „Hairdesigner“, Goldschmiede als „Schmuckdesigner“, und manch selbstbewusster Schneider schmückt sich mit dem Titel „Modedesigner“. Eine derart inflationäre Begriffsanwendung führt jedoch zur Nivellierung der Pro-



Fotos: Helmut Pathe

dukte. „Design“, das einmal identitätsstiftend wirken und das Produkt zugleich leichter handhabbar machen sollte, steht hier nur noch synonym für eine gestalterische Arbeit, die die Tätigkeit auch zuvor schon im Namen trug.

Fest steht: Vieles, was wir heute in irgendeiner Form nutzen – das heißt in Anspruch, in die Hand oder in den Mund nehmen – war erst einmal in den Händen, auf dem Zeichentisch oder im Computer von Designern. Ob Pralinen oder Gummibärchen, Lampen oder Gießkannen, Bekleidung oder Möbel – Produkte sehen nicht zufällig so aus, wie sie sind. Sie alle folgen vielmehr professionellen Vorgaben. Die Konsequenz dieser Entwicklung: Design umgibt uns

immer und überall. Sowohl in der Küche als auch im Badezimmer oder im Auto: Ihren Gebrauchswert erhalten Gegenstände oft nur durch eine absichtsvoll gestaltete Formgebung. Dabei werden nicht nur die schönen Dinge, mit denen wir uns umgeben, von Designern gestaltet. Auch reine Nutzobjekte wie Lastkraftwagen, Kühlschränke oder Werkzeuge gehen durch ihre Hände. Der praktische Aspekt oder die Funktionalität der Form sind ebenso so ausschlaggebend, wie die Ästhetik eines Gegenstandes.

So sichert das Design im Spannungsfeld zwischen Innovation und Imitation eine notwendige Abgrenzung und Unverwechselbarkeit. Zugleich hilft es, Produkten eine sinnliche Identität zu geben.

Bleibt dabei der ökonomische Aspekt erhalten, ist die „Alltags-tauglichkeit“ des Designs auch in seiner ästhetisch-künstlerischen Komponente unter Beweis gestellt. In diesem Falle bleibt das Design, was es sein soll: angewandte Kunst, eine gestalterische Optimierung in grundsätzlich zweckgebundener Form. Diejenige Gestaltung wiederum, deren oberste Priorität nur noch das Design und nicht mehr die Funktionalität ist, wird zur Kunst. Um beiden – Kunst und Design – in der Diskussion entsprechend Rechnung zu tragen, lässt sich ihr Verhältnis auf einen im Prinzip einfachen Nenner bringen: „Design zapft Kunst an, und Kunst zapft Design an.“

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Erkundung mit Dr. Baumerich

12. bis 15. Oktober 2009 (Mo.-Do.)
Meister am „Bauhaus“
Auf den Spuren von Lyonel
Feininger und Wassily Kandinsky

Die Reise nach Weimar und Umgebung begibt sich auf die Spuren von Lyonel Feininger und Wassily Kandinsky, die beide als Lehrer am Bauhaus tätig waren. Kandinskys Beitrag zur Entwicklung der Abstraktion wird ebenso gewürdigt wie Feiningers Malerei mit prismatischen Formen, die ihre Inspiration auch in den mitteldeutschen Dörfern und Stadtbildern fand.

journal16 ■ PORTRAIT

Der Brückenbauer

Im Portrait: Dr. Andreas Baumerich

VON ILONA BERNHART

Schon als Kind erzählte er gerne über die Gotteshäuser seiner Heimatstadt Köln. In seiner Dissertation im Fach Kunstgeschichte untersuchte er Jahre später die „lebendigen Spuren“ an gotischen und neugotischen Kirchen in Deutschland nach 1945. Man kann also sagen, dass Berufung und Beruf sich bei Dr. Andreas Baumerich auf ideale Weise miteinander vereinen. Die Besucher Kölns können sich davon ein Bild machen: Seit 2001 führt er sie durch den Dom sowie die Kirchen und Museen der Stadt. Darüber hinaus begleitet er hier und in anderen Orten Deutschlands Kunst- und Architekturinteressierte auf Rundgängen. Eines ist ihm dabei besonders wichtig: „In meinen Führungen versuche ich, den Reiz des Sehens zu vermitteln. Dazu gehört, den Besuchern Aspekte sichtbar zu machen, die sie vorher so nicht wahrgenommen haben“, erläutert der 41-jährige, der von sich selbst erzählt, er sei grundsätzlich ein Mensch, dem es Vergnügen bereite, das Dasein mit wachen Augen zu betrachten.

Andreas Baumerich ist in vielen Epochen und Genres zu Hause. Besonders spannend findet er die Auseinandersetzung mit dem 19. und 20. Jahrhundert und der Frage, wie Kunst in dieser Zeit bewusst auf die Tradition reagiert hat. Als Kunsthistoriker leistet er hier „Übersetzungsarbeit“. Er versucht zu zeigen, wie sich im heute Sichtbaren die Vergangenheit wiederfindet. Dabei hilft ihm auch die Erfahrung in der Museumspädagogik, die er am Museum Georg Schäfer in Schweinfurt gesammelt hat. All dies führt dazu, dass es auf seinen Touren viel zu entdecken gibt: Eine Besucherin beschrieb den Kölner einmal als einen „Vernetzer“, der die Dinge



mit entfernteren Aspekten in Zusammenhang bringe und so neue Erkenntnisse befördere. Das ist sicher richtig, denn mit den Teilnehmern in einen Dialog zu treten, mache ihm besonders Spaß, bestätigt Baumerich. Letztlich komme es darauf an, die Menschen bei ihrem Vorwissen und ihrer Neugierde abzuholen – das mache jede Führung einzigartig.

Die vernetzte Betrachtung ist auch ein Anliegen der kunstgeschichtlichen Erkundungen, die Andreas Baumerich seit Anfang 2009 für die Thomas-Morus-Akademie anbietet. An der Akademie schätzt er vor allem die Vielfalt der Themen. „Das Besondere an dieser Zusammenarbeit ist die Möglichkeit, Brücken zu bauen zwischen der Bildenden Kunst, der Architektur, der Kulturgeschichte und dem Design“, hebt er hervor. So stehen 2009 einige Führungen und Tagungen auf dem Programm, die den Bogen zwischen Kunst und Alltagskultur spannen. Aber auch die architektonische Spurensuche ist ein Thema: ehemalige Kirchen in Köln, der Wandel von Industrie zu Kultur im Ruhrgebiet oder die Synagogenarchitektur im Rheinland.

Nicht nur der Beruf, auch Baumerichs Privatleben ist von Kunst geprägt. In seiner Freizeit beschäftigt er sich derzeit mit dem Orientalismus und der europäischen Reaktion auf den Islam. Ein äußerst aktuelles Thema – verdeutlicht es doch zugleich das Potenzial der Kunst, einen Dialog zu fördern und Brücken zu bauen. Und das weit über die eigentliche Kunst hinaus.

Mit Farben Bilder bauen

Aktuelle Arbeiten von Günter Malchow in den Bensberger Kunstbegegnungen

Noch bis zum 30. April 2009 lädt die Thomas-Morus-Akademie zur 55. Kunstbegegnung Bensberg ein. Unter dem Titel „Farbarchitektur“ werden Bilder und Wandobjekte des Künstlers Günter Malchow ausgestellt.

VON FRANK GÜNTER ZEHNDER



P 17/4-2005, ACRYL AUF BÜTTEN, GERAHMTE HINTER GLAS

Kunstbegegnung Bensberg macht mit Bildern und Objekten eines Malers bekannt, für den Struktur und Fläche, Farbe und Raum die grundlegenden Erfahrungsfelder in der Wirklichkeit und damit auch die wesentlichen Komponenten seiner Kunst sind. Günter Malchow, geboren im Jahr 1955, lebt und arbeitet in Münster. Er studierte an der Kunstakademie Düsseldorf und war Meisterschüler von Professor Konrad Klapheck. Als Künstler wurde er mehrfach ausgezeichnet, seine Werke waren und sind in zahlreichen Einzelausstellungen präsent. Dabei gehört Malchow derzeit zweifellos zu den interessantesten Vertretern der vom Konstruktivismus ausgehenden Kunst. Die Bensberger Ausstellung zeigt einen prägnanten Ausschnitt seines Schaffens.

Auf den ersten Blick scheinen seine Werke rational und hermetisch, zugleich aber auch eindeutig und zugänglich. Man registriert die Verläufe der Streifen und Linien sowie die daraus gewonnenen Flächen und Bildrichtungen. Alles fügt sich zu proportional und farblich stimmigen Bildlösungen. Schnell verdrängt die kognitive Wahrnehmung die affektive und bindet den Betrachter suchend und ergründend ein. Günter Malchow ist ein diszipliniert arbeitender und gut organisierter autonomer Künstler, ein Philosoph des rechten Winkels, ein Architekt von Rechteck, Parallele und ihrer Brechung – ein Maler, der seine Werkprinzipien in seinen Papierarbeiten bis zum Letzten konsequent ausreizt. Auf diese Kunst, der man die malerische Metrik ebenso ansehen kann wie die Berechnung der Farbpartitur, die man eine konstruktive ebenso wie eine konkrete nennen kann, die weder auf Leidenschaft noch auf Kalkül verzichtet, trifft der bekennende Satz von Max Bill aus dem Jahr 1948 zu: „Und deshalb nehme ich an, dass die Kunst das Denken vermitteln könne in einer Weise,

dass es direkt wahrnehmbar ist.“

Malchows Kunst zeichnet sich durch den Fluss der Farben aus, die oft dünn, ätherisch, leicht wirken, und die trotz ihrer durch die Begrenzungen klar definierten Flächen immer zugleich auch bewegt scheinen. Die Streifen und Rechtecke suggerieren eine strenge Geometrie, doch verweist der wechselnde Rhythmus der Farbbahnen und -flächen auf die gleichzeitige Aufhebung der statischen Ordnung. So kann man gewissermaßen von einem ungleichen metrischen Ausgleich sprechen. Bedachte Komposition und ein von der Transparenz bis zur haptischen Erfahrung reichender Farbauftrag, Konstruktion und Meditation stehen nebeneinander. Die erfindungsreichen Rastersysteme bieten dem Maler unendliche Möglichkeiten, sodass seine Malprozesse eine Art Daueruntersuchung darstellen. Dabei scheint er sich auf ein konstantes Prinzip und seine Variationen sowie auf die Verschiebung und Umordnung der Farbtöne zwischen Dur und Moll zu konzentrieren. Er dekliniert in zusammengehörenden Bildern oder Sequenzen seine Versuchsreihen durch und gelangt zu außerordentlichen Farbkompositionen und Bildwirkungen. Seine Malerei zählt am ehesten zur Konkreten Kunst, die nichts abbildet, beschreibt oder erzählt, sondern in Bildern neue Wirklichkeiten schafft.

Wichtig ist dem Künstler die Beziehung zum Raum, die sich beispielsweise in dreidimensionalen Objekten mit einem über die Kanten laufenden Bild äußert oder im

mehrschichtigen Farbauftrag der Bilder sichtbar wird. Hier werden die Farben durch ihre Konstellation raumaktiv, gehen aus der Fläche heraus und wecken räumliche Vorstellungen. Ob monochrome Streifen, Pinselfahrten in Richtung der horizontalen oder vertikalen Farblagen oder mehrmals mit dem Flachpinsel aufgetragene verdünnte Farben – die so entstandenen Lineaturen in den Streifen und der schichtartige Auftrag von deckenden Farben über einem andersfarbigen Malgrund gehören zu den raumwirksamen Malprozessen Günter Malchows. Das Ergebnis ist eine pausenlose Wandlung der Bild- und Objektwirkung sowie der dadurch veränderten Raumwahrnehmung: Die Werke lehnen sich an die Wand an oder scheinen aus ihr herauszuwachsen, sie kooperieren mit den Seiten und markieren ihr Verhältnis zum Oben und Unten, kurzum: Sie spiegeln in der Malfläche stets etwas von dem, was zur prinzipiellen Erfahrung von Raum beiträgt.

Dabei sind die Arbeiten des Künstlers frei von jedem Regellaß. Jedes Werk ist ein Neuanfang und stellt seine eigenen metrischen und strukturalen Bedingungen. Ohne die Feinheiten der Perspektivlehre und nur durch Farbe und Geometrie gelingt Malchow die Korrespondenz fiktiver und realer Räume. Er verzichtet auf Inhalte und Motive, vielmehr gewinnt er der Fläche durch pures Malen und mit strenger Struktur neue Dimensionen ab. Die radikal reduzierte Formsprache ist keineswegs eine Beschränkung von Erkenntnis: Sie setzt zwischen Mystik und Mathematik die Kräfte der Fantasie und der Betrachtung frei. In diesem Sinne sind die Bilder und Objekte Günter Malchows auch eine Schule des Sehens.



PROFESSOR DR. FRANK GÜNTER ZEHNDER ist Kunsthistoriker und Honorarprofessor am Kunsthistorischen Institut der Bonner Universität. Er war von 1996 bis 2004 Direktor des Rheinischen Landesmuseums Bonn. Seit 1989 ist er an der Gestaltung der Kunstbegegnung Bensberg maßgeblich beteiligt.

P31/3-2008, ACRYL/PAPIER, MONTIERT AUF HOLZ

Faszination Buddhismus

Was steckt hinter dem Interesse an fernöstlichen Heilslehren im Westen?

VON HANNS-GREGOR NISSING

Massenandrang bei Besuchen des Dalai Lama, Bekenntnisse von Prominenten und rund 200.000 Anhänger der Lehre von Glück und Erleuchtung in Deutschland – die Attraktivität des Buddhismus im Westen scheint ungebrochen. Immer mehr wird er auch als selbstverständliches Element im Alltag und in Bereichen präsent, in denen man ihn nicht erwartet: Budhas in Bars und Hotels, „spiritual dinings“ in fernöstlichem Stil, Meditation als Motivation für Bundesliga-Kicker. Doch worin gründet die Anziehungskraft der fernöstlichen Heilslehren? Was sind ihre Inhalte, und wodurch gewinnen sie Bedeutung für die Gegenwart? In welchem Verhältnis stehen die buddhistischen Lehren zu unserer abendländischen, christlich geprägten Kultur? – Diesen und vielen weiteren Fragen ging Ende Februar eine Tagung der Akademie nach. Neben religionswissenschaftlichen und theologischen Sichtweisen „von außen“ kamen dabei auch praktizierende Buddhisten selbst zu Wort.

„Der Buddhismus ist vor allem eine Geisteshaltung“. Mit diesen Worten umschrieb Dr. Paul Köppler, Leiter des Hauses Siddharta in Bonn und seit 25 Jahren praktizierender und forschender Buddhist, seine Haltung. Für ihn liegt der Schlüssel zu der Religion vor allem in der Entwicklung von Bewusstsein. Bei der buddhistischen Lehre gehe es darum, das menschliche Leiden und dessen Ursachen – Gier, Hass und Unwissenheit – zu erkennen und zu überwinden. Der so genannte „achtfache Pfad“ lehre, wie dies mit Hilfe der Ethik, mit Geistesstraining und Weisheit gelingen kann. Die Ethik bereite den Geist für die Meditation vor, denn eine gute Praxis ermögliche den inneren Frieden. Sie schaffe bessere Lebensumstände und entwickle Qualitäten wie Großzügigkeit, Mitgefühl, Freude, Geduld und allumfassende Liebe, die die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben bilden. Köppler ist sich bewusst, dass es sich bei diesem Ansatz um eine spezifisch westliche Adaption der Lehren Buddhas handelt. Für ihn hat der Buddhismus verschiedene Gesichter, die je nach Kultur und Land unterschiedlich sind.

Anhand der provokanten Frage „Psychologische Philosophie oder Religion der Postmoderne?“ unterzog Professor Peter Antes von der Universität Hannover den Buddhismus einer religionswissenschaftlichen Kriteriologie. Wie das Christentum sei der Buddhismus eine Erlösungsreligion. Das jeweilige Heilsversprechen entspreche dabei der zuvor getroffenen Unheilsbeschreibung. Im Christentum bestehe diese in einer falschen Ich-Süchtigkeit, gegen die die Umkehr und Ausrichtung auf ein Du – den Nächsten, Gott – angeboten werde. Der Buddhismus hingegen stelle in einer grundlegenden Weise in Frage, überhaupt ein Ich zu haben. Im Unterschied zur Ich-Haftigkeit lehre er eine die Individualität überschreitende Ich-Losigkeit. „Der Buddhismus ist daher falsch verstanden, wenn er im Sinne der Ich-Werdung moderner Psychologie aufgefasst wird“, erläuterte Antes. Auch der Versuch, den Buddhismus als meditative Technik aufzufassen, die von ihren Inhalten loslösbar und mit anderen – etwa denen der christlichen Mystik – verbindbar ist, sei problematisch. Die Religion lehre vielmehr eine Erfahrung der Meditation, die auf Gott nicht rekurrieren muss – sie sei insofern „atheistisch“. Im Ganzen gesehen stelle die buddhistische Lehre eine „besondere Anweisung zum bewussten, intentionalen Leben“ dar, die in besonderer Affinität zu gegenwärtigen Zeitströmungen stehe.

Doch wie verlief die Rezeption des Buddhismus in der westlichen Kultur? Dies verfolgte Dr. Christoph Gellner, Literaturwissenschaftler und Theologe an der Universität Luzern, am Beispiel der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Dabei kommt dem literarischen Werk Hermann Hesses eine Schlüsselrolle zu – insbesondere seinem Roman „Siddharta“, einem „Kultbuch der Buddhismusfaszination im Westen“. In ihm kristallisiert sich die abendländische Suche nach seelischer Erneuerung, die nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs eingesetzt hatte. Sie ging einher mit einem kultur- und zivilisationskritischen Krisenbewusstsein und einer tief gehenden Skepsis gegenüber der wissenschaftlich-rationalen Vernunftmoderne. Gellner unterschied zwischen

zwei Phasen westlicher Buddhismusrezeption im 20. Jahrhundert: dem primär denkerisch-intellektuellen Zugang, der die hohe Rationalität des Buddhismus als eine Religion der Vernunft würdigt, sowie dem psychologisch-erfahrungs- und körperlich-spirituelle Erlebbarkeit geht. Repräsentiert Hesse den ersten, so steht beispielsweise Adolf Muschg mit seinem literarischen Werk für letzteren: Gegen das gegenständlich-dualistische Denken wird die Erfahrung des Eingebundenseins gesetzt.

Der Buddhismus ist jedoch nicht nur eine rein individualistische, auf die Erleuchtung des Einzelnen ausgerichtete Religion, er hat auch eine gesellschaftlich-politische Relevanz. Dies verdeutlichte Wilfried Pfeffer, Leiter des Tibet Kailash Hauses in Freiburg im Breisgau und seit Jahren über Projektarbeit persönlich mit dem Dalai Lama verbunden, am Beispiel der Tibeter, denen es darum gehe, der Auseinandersetzung mit den chinesischen Besatzern aus einem innerem Frieden und einer Akzeptanz für die Situation heraus zu begegnen. Auch im 50. Jahr der Besetzung Tibets glaubt Pfeffer an die verändernde Kraft der buddhistischen Haltung: „Die gewaltfreie Politik des Dalai Lama ist noch lange nicht gescheitert.“

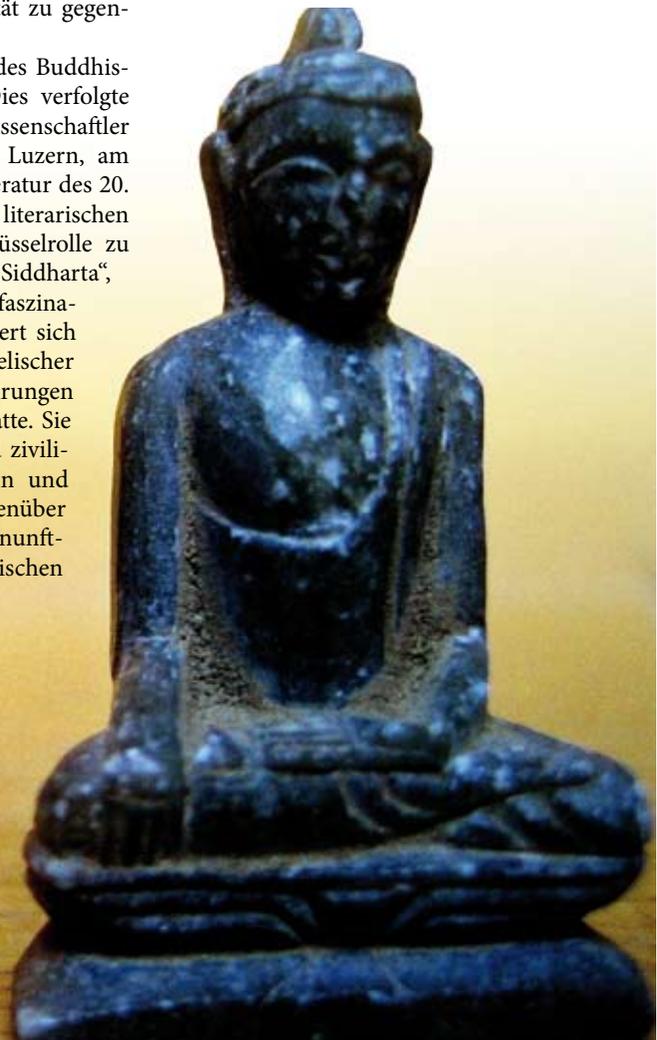


Foto: PHOTOCASE.DE

Leben und Arbeiten in der transkulturellen Gesellschaft

NetWork.21 – ein Modellprojekt nicht nur für den Berufseinstieg

„NetWork.21 hat mein Leben verändert.“

Anaelle Estelle Nguewo

TRANSFERTAGUNG IN BERLIN

Am 25. Mai 2009 wird sich NetWork.21 einer breiteren Fachöffentlichkeit aus Politik, Wissenschaft und Wirtschaft präsentieren. In diesem Rahmen wird unter anderem diskutiert, wie das Projekt gesellschaftlich weiter wirksam werden kann. Hermann Kues, Staatssekretär im Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend, hat seine Mitwirkung zugesagt.

VON GREGOR TAXACHER

„NetWork.21 hat mein Leben verändert“, sagt Anaelle Estelle Nguewo. Sie sagt es mit solcher Überzeugung und Bewegung, dass es im Tagungssaal ganz still wird. Es ist der 25. Oktober 2008. Bei einem Treffen in der Thomas-Morus-Akademie in Bensberg zieht das Mentoringprojekt NetWork.21 Zwischenbilanz. Es handelt sich dabei um ein Programm, das den Berufseinstieg von jungen Akademikerinnen und Akademikern fördert. Mehr als die Hälfte von ihnen hat einen so genannten „Migrationshintergrund“. Die erste Bilanz des Netzwerktreffens fällt positiv aus – wie der Bericht Nguewos zeigt.

Anaelle Nguewo stammt aus Kamerun. In Sigmaringen hat sie Ernährungs- und Hygienetechnik studiert und im Sommer 2007 ihr Diplom erworben. Danach bewarb sie sich bundesweit und wurde zudem auf das NetWork.21 aufmerksam, von dem sie sich Unterstützung im Orientierungsprozess erhoffte. Im Januar 2008 wurde Bettina Weiß, Biologie-Professorin an der Hochschule Esslingen, ihre Mentorin. Beim ersten ge-

meinsamen Treffen befand sich Nguewo an einem Tiefpunkt: Die zahlreichen Bewerbungen, die sie auf den Weg gebracht hatte, waren erfolglos geblieben, zudem war ein Assessment Center nicht gut gelaufen. Es fehlte die berufliche Perspektive. Die Mentorin half ihr, die sich bietenden Möglichkeiten zu ordnen. „Bettina Weiß hat nie gesagt, was ich tun soll. Aber sie hat mir Ruhe und Selbstbewusstsein vermittelt“, erläutert die Mentee. Mit Erfolg, wie sich zeigen wird. Ein halbes Jahr später hat Nguewo plötzlich beides: eine Stelle bei einem international tätigen Unternehmen und einen Platz in einem Masterprogramm für Public Health, um sich berufsbegleitend weiter zu qualifizieren. Während das für Viele schon mehr als genug wäre, um ihre Zeit auszufüllen, hat Anaelle Nguewo parallel begonnen, mit dem ersten verdienten Geld eine Schule in ihrer Heimat aufzubauen.

VIELFALT ALS GEWINN

Ein Beispiel, das Mut macht und exemplarisch für die Idee von NetWork.21 steht. Im September 2006

startete das Projekt als Modellversuch zum „Leben und Arbeiten in der transkulturellen Gesellschaft“. Träger ist die Thomas-Morus-Akademie Bensberg. Dabei werden im Rahmen des Netzwerkes jährlich deutschlandweit 21 Mentoring-Tandems gebildet: 14 erfahrene Fachfrauen und sieben erfahrene Fachmänner begleiten ebenso viele junge Frauen und Männer auf ihrem Weg in ein Studium oder in einen Beruf. Ein Ansatz, der über die Angebote herkömmlicher Mentoring-Programme hinausgeht, indem er Frauen und Männer aus völlig verschiedenen Berufen und mit einer unterschiedlichen kultureller Prägung zusammenführt. Mittlerweile konnte bereits der dritte Mentoring-Jahrgang gestartet werden: mit Teilnehmern, deren Wurzeln – außer in Deutschland – auch in Italien, der Türkei, Bulgarien, Afghanistan, Russland, China und Korea zu finden sind. Über diesen transkulturellen Aspekt hinaus ist die Chancengleichheit von Frauen und Männern ein wesentliches Anliegen des Projekts. Dies zeigt sich auch darin, dass jeweils zwei Drittel der ausgewählten Mentees Frauen sind.

GEMEINSAM PROFITIEREN – MENTOREN UND MENTEEES DES NETWORK.21 2008/09



Foto: Filiz Ellistü, Gregor Taxacher



Das Procedere des Programms läuft wie folgt: Nach einem Bewerbungsverfahren werden die Mentoren und Mentees ausgewählt. Zu Beginn der achtmonatigen Zusammenarbeit trifft jedes Tandem eine individuelle Vereinbarung über seine Ziele und Arbeitsweise. Unterstützt wird das Mentoring durch ein umfangreiches Seminarangebot. In diesem verbinden sich die verschiedenen Elemente, die man mit Waben vergleichen könnte, wie in einem Bienenkorb zu einem Ganzen. Das ist der „Nährboden“, auf dem die Mentees in ihrer Persönlichkeit weiter wachsen können. Die Seminarthemen reichen von der Vermittlung sozialer Kompetenzen wie beispielsweise Teamfähigkeit über Bewerbungstrainings bis hin zur Reflexion gesellschaftlicher Fragen wie Unternehmensethik oder dem Integrationsverständnis junger Migranten. So wird deutlich: NetWork.21 dient nicht allein dem schnellen Berufseinstieg oder Karriereanschub. Vielmehr geht es auch um eine gesellschaftliche Bewusstseinsbildung. Die Beteiligten verstehen sich als Multiplikatoren für eine selbstverantwortliche Zivilgesellschaft. Konsequenterweise sind die Veranstaltungen auch für Hochschulabsolventen offen, die nicht für das Mentoring ausgewählt wurden. Um den partizipativen Charakter des Ansatzes weiter zu stärken, wurde darüber hinaus ein Arbeitskreis von Studenten und Berufseinsteigern gebildet, die sich ehrenamtlich an der Konzeption und Gestaltung der

Seminare beteiligen. Hier griff die Thomas-Morus-Akademie unter anderem auf die Erfahrungen aus den erfolgreichen Vorgängerprojekten „Merhaba“ und „beraberce//gemeinsam“ zurück.

LERNMODELL FÜR DIE GESELLSCHAFT

Ein weiteres Plus von NetWork.21 ist die Vernetzung. Sie findet sowohl im Kreis der Mentees und Seminarteilnehmer untereinander als auch mit den Mentoren und Förderern im Beirat statt. Das Veranstaltungsprogramm stellt den Raum her, in dem die Beteiligten sich austauschen und die gemachten Erfahrungen reflektieren können. Gleichzeitig bietet es Gelegenheit für praxisnahe Einblicke in die Welt der Wirtschaft. Dabei verdeutlicht NetWork.21 zum Beispiel, wie es gelingen kann, den Dialog zwischen Kulturen, Fachgebieten, Geschlechtern und Altersgruppen in einer vielfältig geprägten Arbeitswelt zu entwickeln und zu gestalten. Flankiert wird dies von einem ehrenamtlich agierenden Projektbeirat, in dem Bundestagsabgeordnete, Wissenschaftler, Journalisten und Führungskräfte zusammenkommen. Mitunter ermöglichen sie ganz konkrete Kooperationen. So war NetWork.21 im Frühjahr 2008 mit einem Seminar bei der Deutschen Bahn in Berlin zu Gast, auf Einladung des Bahn-Managers und Beiratsmitglieds Matthias Afting.

All dies belegt: Das Netz-

werk hat sich etabliert. Als Modellprojekt erfährt es auch bundesweit eine große politische Aufmerksamkeit. So wurde NetWork.21 bereits im Jahr 2007 zum Bestandteil des Integrationsplans der deutschen Bundesregierung erklärt. Gefördert wird das Projekt durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und den Sozialfonds der Europäischen Union. Seine Laufzeit reicht bis zum September 2009. Dann sollen die wesentlichen Erfahrungen mit dem transkulturellen Mentoring-Modell ausgewertet und für den gesellschaftlichen Mainstream nutzbar gemacht werden. Dieser Diskussion dient auch schon eine Transfer-tagung am 25. Mai in Berlin.

Weitere Informationen zu dieser und zum Netzwerk allgemein erhalten Sie im Internet unter:

► www.projekt-network21.com

VERANSTALTUNGSHINWEISE

NetWork.21 bietet ein begleitendes Seminarprogramm an, das allen Studentinnen und Studenten bzw. Berufseinsteigerinnen und Berufseinsteigern offen steht.

9. bis 10. Mai 2009 (Sa.-So.)
Migratinnengeschichten
Kreativwerkstatt

20. bis 21. Juni 2009 (Sa.-So.)
„Und dann gehe ich meinen eigenen Weg...“
Existenzgründung, Freiberuflichkeit – eine Alternative zur Anstellung in einem Unternehmen?

29. bis 30. August 2009 (Sa.-So.)
Religion in der transkulturellen Gesellschaft
Begegnung mit Forschung und Praxis



ANAELLE ESTELLE NGUEWO MIT MENTORIN BETTINA WEISS

Die jungen Globetrotter

Die Bildungsbörse „Wege ins Ausland“ hilft, Auslandsaufenthalte optimal vorzubereiten

VON JOHANNES SOIKA

Eigene Erfahrungen im Ausland sammeln – dieses Vorhaben hat bei jungen Menschen Konjunktur. Dies zeigte auch die Bildungsbörse „Wege ins Ausland“, die am 10. Februar 2009 in der Kölner UniMensa stattfand. Mehr als 2.200 junge Menschen nutzten die Gelegenheit, um sich umfassend über die Möglichkeiten eines Auslandsaufenthaltes und dessen optimale Vorbereitung zu informieren. Auf der Veranstaltung präsentierten 70 Institutionen ihre Angebote – von Programmanbietern über Studierendenorganisationen und Verbände bis zu den Kulturinstituten und Kontaktstellen für EU-Förderprogramme. Experten standen Rede und Antwort, wie sich längere Aufenthalte im Ausland realisieren lassen – sei es nach der Schule, in der Ausbildung, im Studium oder im Beruf.

Häufige Motive für den Schritt ins Ausland sind Abenteuerlust, Neugierde auf Kultur, Menschen und Sprachen sowie ein Plus im Lebenslauf. Prinzipiell gilt: Ein Auslandsaufenthalt stellt eine Bereicherung dar, will aber gut geplant sein. Für die Schüler, Auszubildenden und Studierenden ergeben sich bei der Auswahl des passenden Angebots meist sehr praktische Fragen, wie die nach der Finanzierung oder der Anerkennung von Abschlüssen und Entscheidungshilfen. Ob als Au Pair, im Freiwilligendienst, mit Work &

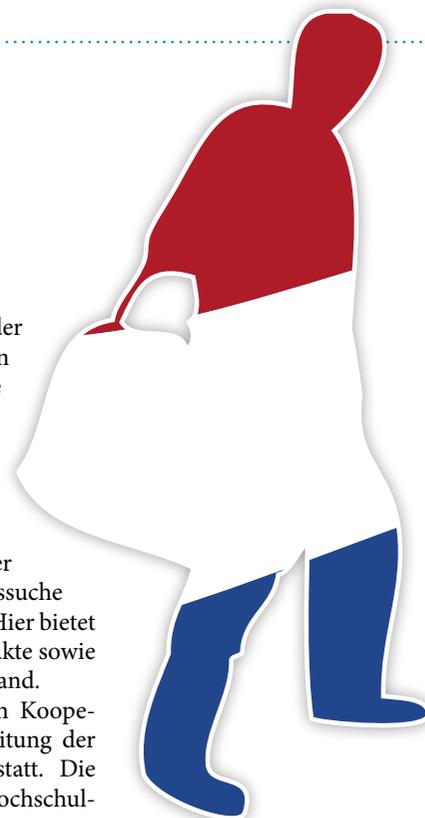
Travel, in einem Auslandssemester oder -praktikum – zahlreiche Wege führen ins Ausland. Die individuellen Ziele und die persönliche Eignung sind bei der Vorbereitung ebenso zu klären wie organisatorische Details. Diese betreffen zum Beispiel die Zulassung an der bevorzugten Schule oder Universität, die Beschaffung eines Jobs oder Praktikumsplatzes sowie die Wohnungssuche und den Versicherungsschutz vor Ort. Hier bietet „Wege ins Ausland“ unabhängige Kontakte sowie Beratung und Information aus erster Hand.

Die Bildungsbörse findet jährlich in Kooperation und unter organisatorischer Leitung der Thomas-Morus-Akademie Bensberg statt. Die Akademie kooperiert dabei mit den Hochschulteams der Agentur für Arbeit aus Aachen, Bonn und Köln sowie den Zentralen Auslands- und Fachvermittlungen in Bonn und Dortmund (ZA). Mittlerweile ist es eine Tradition der Veranstaltung, dass jedes Jahr ein Land ausführlich vorgestellt wird. In diesem Jahr standen die Niederlande im Fokus des Länder-Specials. Insbesondere die Universitäten und Fachhochschulen des Nachbarlandes zogen das Interesse der Besucher auf sich.

Die weiterhin wachsende Resonanz bei Besuchern und Ausstellern belegt: „Wege ins Ausland“ ist eine Initiative, die sich lohnt. Die Erfahrung

lehrt aber auch, dass Selbständigkeit und gute Vorbereitung wesentliche Faktoren sind, damit ein Auslandsaufenthalt für den Einzelnen zum Erfolg wird. Dieser zeigt sich in zweifacher Weise: sowohl in der persönlichen Entwicklung und Lebenserfahrung, die ein solcher Aufenthalt mit sich bringt, als auch in den internationalen Lern- und Arbeitserfahrungen, die in Zeiten der Globalisierung immer wichtiger und wertvoller werden.

Weitere Informationen:
 ► www.wege-ins-ausland.info



Der starke Botschafter

Ferienakademie und Publikation zum Paulusjahr

VON ELISABTEH BREMEKAMP

Paulus ist der herausragende theologische Denker des Neuen Testaments und eine der wichtigsten Persönlichkeiten des frühen Christentums. Dennoch ist sein Denken und Wirken für Nicht-Theologen oft nur schwer verständlich. Grund genug für die Akademie, das Leben und Wirken des Paulus seit fünf Jahren an Originalschauplätzen zu beleuchten. Aus aktuellem Anlass begann die diesjährige Reise in Istanbul, dem Sitz des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. Das Oberhaupt der orthodoxen Kirche hatte am 28. Juni 2008 gemeinsam mit Papst Benedikt XVI. das „Jahr des Heiligen Paulus“ ausgerufen. Paulus als Botschafter für die Einheit der Christen war auch das Thema des Empfangs für die Teilnehmer der Ferienakademie im Ökumenischen Patriarchat.

Während Dr. Stamatis Lymperopoulos anhand archäologischer Spuren die Geschichte des

Völkerapostels lebendig werden ließ, weckte Dr. Gregor Taxacher Begeisterung für die paulinische Theologie. Der Theologe und Autor möchte mit den Paulus-Briefen der ursprünglichen Botschaft des Evangeliums näher kommen. Er ist überzeugt, dass auf diese Weise auch Menschen einen Zugang zum Neuen Testament erhalten, „auf die die theologische Systematik oder ein erhobener Zeigefinger abschreckend wirken“.

Interessierte, die nicht an der Ferienakademie teilgenommen haben, können sich jetzt auf anderem Wege in das paulinische Denken vertiefen: Unter dem Titel „Christus bis ans Ende der Welt. Die Mission des Paulus“ erscheinen Taxachers Vorträge als Buch, das von der Thomas-Morus-Akademie herausgegeben wird. Ein idealer Einstieg in die Botschaft des Paulus: auch für Nicht-Theologen.



GREGOR TAXACHER: CHRISTUS BIS ANS ENDE DER WELT. DIE MISSION DES PAULUS. HERAUSGEGEBEN VON DER THOMAS-MORUS-AKADEMIE. BENSBERG 2009.

Wer hat im Kirchenraum das Sagen?

Das öffentliche Interesse an touristisch bedeutenden Kirchen

VON ANDREAS WÜRBEL

Ein ganz speziellen Ort hatten sich die Organisatoren der Podiumsdiskussion „Öffentlicher Raum Kirche? – Touristische Kirchen im Spannungsfeld kirchlicher, denkmalpflegerischer und touristischer Kompetenzen und Zuständigkeiten“ ausgesucht. Hoch über den Dächern der Hauptstadt, in einem Seitenturm des Berliner Doms, fand die Veranstaltung statt. Sie war eingebettet in die vom Bundesverband Kirchenpädagogik e. V., dem Netzwerk Kirchenführung und der Thomas-Morus-Akademie Bensberg durchgeführte ökumenische Fachtagung „Wer hat im Kirchenraum das Sagen? Zum öffentlichen Interesse an touristisch bedeutenden Kirchen“.

Gerade touristisch beliebte Gotteshäuser geraten schnell in den Fokus unterschiedlicher Interessen. Als herausragende Sehenswürdigkeiten bieten sie einerseits ein beliebtes Ausflugsziel, andererseits aber sind sie ein Kulturgut, das man vor Verfälschung, Beschädigung oder gar Zerstörung schützen muss. Dabei bleiben Kirchen stets vorrangig ein Ort, an dem sich die christliche Gemeinde versammelt, um ihren Glauben

zu leben. Vor diesem Hintergrund erörterte die Diskussionsrunde die Frage, inwieweit Kirche ein öffentlicher Raum ist und wer ein Recht auf diesen Raum hat.

Prominente Gesprächspartner auf dem Podium waren unter anderem Dompropst Dr. Norbert Feldhoff vom Kölner Dom und Pfarrer Holger Treutmann von der Dresdener Frauenkirche, welche ihre Sicht auf die Kirchen als Gotteshäuser darstellten. Eine etwas andere Position nahmen der Berliner Landeskonservator Prof. Jörg Haspel und Prof. Eva Maria Seng vom Lehrstuhl für materielles und immaterielles Kulturerbe UNESCO an der Universität Paderborn ein: Sie hoben die Bedeutung des Denkmalschutzes für die Kirchen hervor. Von einem eher touristisch-wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachteten hingegen Dieter Hütte, Geschäftsführer der Tourismus-Marketing Brandenburg GmbH, und Michael Weber, Verkehrsdirektor der Stadt Nürnberg, die Thematik.

So entwickelte sich eine lebendige und kontroverse Diskussion, in der rasch Konsens war, dass eine Kirche an erster Stelle ein Gotteshaus bleibt. Das Hausrecht

liege bei der Kirche selbst – dies gelte es bei allen Aktivitäten und Maßnahmen zu berücksichtigen. Zugleich gehöre es jedoch zum Selbstverständnis, Kirchen auch für Besucher zu öffnen. Dies brauche man nicht zuletzt, um die Kirche zu erhalten, was wiederum auch im Interesse der Denkmalpflege liegt. Die Situation ist klar: Kirchen als Träger kulturellen Erbes können die Gebäude nur selten aus Eigenmitteln erhalten – so benötigt allein der Kölner Dom pro Jahr etwa 5,5 Millionen Euro zur Instandhaltung. Der Tourismus profitiert ebenso von der Erhaltung des Gebäudes wie von der Nutzung der Kirche als Ort gelebten Christentums. Die Podiumsteilnehmer waren sich einig, dass exakt in dieser Verbindung die Faszination für die Besucher der Gotteshäuser liege. Mehr als sechs Millionen Menschen, die jedes Jahr allein den Kölner Dom besichtigen, belegen dies eindrucksvoll. Insofern widersprechen sich die Interessen der Akteure nur unwesentlich – denn letztlich sitzen alle im selben Boot, wenn es darum geht, bedeutende Kirchen auch künftig als einen besonderen Erfahrungsraum – sei es in spiritueller oder kultureller Hinsicht – zu wahren.



Vom Sinnlichen zum Sinnvollen

Eindrücke von der 10. Fachtagung Supervision im pastoralen Feld

VON ANDREAS WÜRBEL

Ob Schokoladenkugeln, Rosendekoration oder Weihrauchduft – die Teilnehmer der zehnten Fachtagung „Supervision im pastoralen Feld“ wurden auf allen Sinnesebenen angesprochen. Dies geschah im Einklang mit dem Tagungsthema – ging es in der Veranstaltung, die vom 2. bis 5. März in Bensberg stattfand, doch darum, über die Sinnlichkeit in der Supervision nachzudenken. Denn: Supervision ist kein rein kognitives Geschehen, sie erfasst vielmehr den ganzen Menschen. Vieles im Supervisionsgespräch geschieht unbewusst und nebenbei – eben über die Sinne und Empfindungen. Die Wahrnehmung dafür zu schärfen, heißt auch, neue Interventionsmöglichkeiten zu eröffnen und damit die Supervisionsarbeit zu bereichern. Die spannende, sich nie erschöpfende Frage in diesem Kontext lautete: Wie unterstützen und beeinflussen Ästhetik, Raum-

empfinden und Körpererfahrung die Interaktion? So machten die 110 Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihre eigenen visuellen, akustischen, haptischen und sensorischen Erfahrungen und reflektierten diese in Hinblick auf die Bedeutung für das Handeln.

Besonders eindrucksvoll gelang dies in den jeweiligen „Tageseinstiegen“. Dabei führte der Organisationsberater, Trainer und Coach Andreas Terhoeven die Gruppe mit seiner Methode „Rhythm a System“ in die Welt der Rhythmik und Musik ein. Durch Trommeln aktivierten die Teilnehmer alle Bewusstseinssebenen, bis eine rhythmische Übereinstimmung erreicht war – eine Arbeit, die das Gruppengefühl förderte und zum Beispiel in Gruppen- und Veränderungsprozessen aller Art unterstützend wirken kann.

Prinzipiell gilt: Wir leben in einer Zeit, in der der menschliche Körper eine nie gekannte Aufmerksamkeit erfährt. Gleichzeitig wissen

wir jedoch nur wenig darüber, wie in einem Körper(raum) Sinnesindrücke zu Sinn konstruiert werden. Die Vorträge und insgesamt acht Workshops vertieften die zahlreichen Facetten dieser Frage – sei es im Bereich künstlerische und kreative Medien, Spiritualität, Wellness oder Raum-Settings. Dabei ging es immer auch darum, wie Methoden, die die Sinne ansprechen, in die Supervisionsarbeit integriert werden können.

Sinnlich war dann auch der Abschied. Die Organisatoren der kommenden Fachtagung, die 2011 in München stattfinden wird, erhielten die bekannten Figuren Hännischen und Bärbelchen aus dem Kölner Puppentheater. Nicht nur eine schöne Erinnerung an das Rheinland, sondern auch ein Verweis auf das Theater als einen Erlebnisraum, der – ganz im Sinne des Themas – Perspektiven erweitert.

Sakralgebäude als Investitionsobjekte?

Anmerkungen zur Umnutzungsdebatte von Kirchen

VON THOMAS BEYERLE

Viele Kirchengemeinden stehen zunehmend unter Kostendruck: eine Entwicklung, die auch vor den Gebäuden nicht halt macht. So stellt der Aufwand für deren Erhalt und Bewirtschaftung einen nicht unerheblichen Kostenpunkt in den Budgets dar. Dies sowie die Zusammenlegung von Gemeinden führte seit den 1990er Jahren zur Schließung zahlreicher Kirchen in Deutschland. Nach Angaben der Deutschen Bischofskonferenz waren davon bisher mehr als 340 sakrale Gebäude betroffen. In den kommenden Jahren könnten rund 730 weitere hinzukommen.

Mit der Schließung einer Kirche stellt sich die Frage nach alternativen – auch nichtsakralen – Nutzungen. Dabei ist Nutzung nicht gleich Nutzung. Schon bei der Auswahl potenzieller Nutzer oder Käufer ist die Gemeinde gefordert, das künftige Konzept und den Investor genauestens zu prüfen. Ein Grund dafür ist, dass für sakrale Gebäude spezielle Anforderungen des Denkmalschutzes gelten, insbesondere da es sich um auf den christlichen Kultus ausgerichtete Baukörper handelt. Verträglich im Sinne des Denkmalschutzes sind zum Beispiel museale Umnutzungen, in deren Verlauf keine Eingriffe in die Bausubstanz getätigt werden und lediglich mobile Einbauten in den Sakralraum erfolgen. Dies schränkt eine renditeorientierte Nutzung und damit zugleich den Kreis potenzieller Käufer ein. Prinzipiell gilt: Erst wenn vollständig von der sakralen Nutzung Abstand genommen wurde, ist die Spezialimmobilie Kirche auch für einen größeren Kreis von Investoren interessant.

MARKTEINGRENZUNG

Schaut man sich den Bestand an Sakralgebäuden in Deutschland an, so stellen die beiden großen Konfessionen naturgemäß den Hauptteil. Dabei kann von folgenden Näherungswerten ausgegangen werden: Der Baubestand der Katholischen Kirche umfasst bundesweit etwa 60.000 Gebäude. Davon sind 24.500 Kirchen und freistehende Kapellen, etwa ein Drittel von ihnen stammt aus dem 20. oder 21. Jahrhundert. Die Evange-

lische Kirche hingegen verfügt über 21.000 Kirchen und 3.148 Gemeindezentren mit Gottesdiensträumen. Der Renovierungsbedarf für diesen Bestand wird auf insgesamt fast sechs Milliarden Euro geschätzt. Betroffen sind vor allem Großkirchen aus dem 19. Jahrhundert und Nachkriegsneubauten.

Hinter diesen Zahlen verbirgt sich, dass in Zeiten einer gut gesicherten kirchlichen Finanzierung und permanent wachsender Städte – zumindest in den alten Bundesländern – sehr großzügig Kirchen und Pfarrheime gebaut wurden. Die Nachkriegsbauten wurden meist als Betonbauten oder Mischkonstruktionen mit häufig schlechten Materialqualitäten errichtet. Entsprechend hoch ist heute der Sanierungs- und Wartungsbedarf. Hinzu kommt, dass die Betriebskosten oft in keinem Verhältnis zur – in vielen Fällen nur temporären – Auslastung und Nutzung der Kirchen stehen. Besonders prekär ist die Situation in den neuen Bundesländern, wo nicht wenige Kirchengebäude in sehr schlechtem Zustand und vom Abriss bedroht sind.

Eine besondere Rolle nehmen die Kirchengebäude ein, die der so genannten Staatsbaulast unterliegen. In diesem Fall werden die Kosten bei Renovierungen der äußeren und inneren Bauschale von staatlicher Seite übernommen. Hierzu zählen zum Beispiel die großen Domkirchen in Köln, Hildesheim, Bamberg und Regensburg sowie andere bedeutende Gotteshäuser. Die katholischen Bistümer investieren mehr als 400 Millionen Euro pro Jahr in den dauerhaften Erhalt dieser Kulturgüter.

Zum kirchlichen Immobilienbesitz gehören jedoch nicht nur Kirchen und Pfarrzentren. Auch zahlreiche karitative und soziale Einrichtungen, wie Kindergärten, Schulen, Pflegeheime und Krankenhäuser, sowie unbebaute Grundstücke fallen in diesen Bereich. Nicht überall, wo eine Umnutzung oder ein Verkauf ansteht, handelt es sich also um eine klassische Kirche.

UMWIDMUNG: WAS IST MACHBAR?

Ein Blick in die Geschichte zeigt: Das Thema Umwidmung ist nicht

neu. Bereits zu Zeiten Napoleons kam es zu einer gewaltigen Profanierungswelle. Man denke auch an die Paulskirche in Frankfurt am Main, in der 1848 die Nationalversammlung tagte und in der heute der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen wird. Jüngere Beispiele beziehen sich auf die Erschließung von Sakralgebäuden für den Hotelbetrieb. Doch auch der Abriss von Kirchen ist bekannt. Gerade Grundstücke in Innenstadtlagen locken Investoren an. Zahlreiche Erfahrungen mit Umnutzungen zeigen, dass rein renditeorientierte Konzepte in der Regel scheitern. Grundsätzlich kommen drei unterschiedliche Vorgehensweisen infrage: eine geteilte Nutzung für kirchliche Anlässe und Veranstaltungen der Gemeinde, die Entwidmung und der Umbau zum Museum oder zu gemeinnützigen Wohnungen beziehungsweise Einrichtungen sowie die Entwidmung und gewinnorientierte Nutzung, zum Beispiel in Form von Erholungsangeboten.

Zu berücksichtigen ist: Das Kirchenrecht schreibt vor, dass das Gotteshaus zwar einem profanen, nicht aber einem unwürdigen Gebrauch dienen darf. Zudem sind die denkmalpflegerischen und urheberrechtlichen Aspekte zu beachten. Die Eingriffe in die Bausubstanz sollten möglichst reversibel gestaltet werden, damit künftige Generationen die Kirchenräume jederzeit wieder ihren ursprünglichen Bestimmungen zuführen können.

BAUTECHNISCHE ASPEKTE

Bevor eine Gemeinde das Gebäude für eine Umnutzung öffnen kann, stehen oftmals räumliche Anpassungen an. Diese richten sich nach dem öffentlichen Baurecht – zum Beispiel in Form der Landesbauordnung und des Denkmalschutzgesetzes. Rückbaufähige Maßnahmen greifen – auch im Sinne der Denkmalpflege – weniger massiv in die historische Bausubstanz ein und sind meist kostengünstiger. In diesem Zusammenhang eignen sich Glaswände und -elemente besonders gut, denn sie beeinträchtigen die Gesamtwirkung des Kirchenraumes kaum.

UMNUTZUNGSSPEKTRUM VON SAKRALGEBÄUDEN

NUTZUNGSPARTNERSCHAFTEN.

Die Gemeinde nutzt weiterhin das Kirchengebäude für ihre Gottesdienste, bietet es aber auch anderen kirchlichen Gemeinschaften für liturgische Feiern bzw. zur Mitnutzung für Vorträge, Konzerte, Ausstellungen oder Ähnliches an.

NUTZUNGSÜBEREIGNUNG.

Das Kirchengebäude wird von der Kirche nicht mehr genutzt und einer anderen kirchlichen Gemeinde zur Nutzung zur Verfügung gestellt.

EINSCHRÄNKUNG DER LITURGISCHEN NUTZUNG.

Die Nutzung wird auf einen Raumteil eingeschränkt (z.B. Chor, Seitenschiff, Kapellenraum). Der übrige Kirchenraum kann dann für die kirchliche Verwaltung, als Gemeinderäume oder kirchliche Bibliothek verwendet werden.

VORLÄUFIGE BEENDIGUNG DER LITURGISCHEN NUTZUNG.

Das Kirchengebäude wird auf bestimmte Zeit zu kirchlichen, kulturellen oder kommerziellen Zwecken umgenutzt und vermietet oder verpachtet. Die Grundstruktur bleibt dabei für eine Bedenkzeit von zehn bis fünfzehn Jahren erhalten.

VERKAUF DES KIRCHENGEBÄUDES.

Bei einem Verkauf ist vor allem darauf zu achten, dass die Gefahr einer kultischen Nutzung fremder Religionsgemeinschaften abgewendet wird. Auch eine imageschädigende Folgenutzung ist zu verhindern.

ABRISS DES KIRCHENGEBÄUDES.

Es handelt sich um die äußerste Alternative, von der nach Möglichkeit kein Gebrauch gemacht werden sollte. In diesem Fall sollte durch einen entsprechenden Hinweis an die frühere Kirche erinnert werden.

Die Modernisierung von Kirchenräumen, auch mit neuer Elektronik sowie Heizungs- und Sanitäranlagen, gehört mit zu den anspruchsvollsten Aufgaben für Architekten und Bauherren. Besondere Anforderungen stellen der Wärme-, Schall- und Brandschutz. So verfügen Kirchen oft nur über einen unzureichenden Wärmeschutz. Die Folge sind entsprechend hohe Heizkosten. Wärmedämmmaßnahmen wiederum sind teuer und bauphysikalisch problematisch. Gerade Deckenmalereien und andere Kunstwerke sind vor dem Austrocknen und vor möglichen Beschädigungen zu schützen. In Hinblick auf die Akustik muss man in Kirchen meist mit – für die Musik günstigen – großen Nachhallzeiten rechnen. Die Verständlichkeit des gesprochenen Wortes allerdings wird dadurch eher beeinträchtigt.

HANDLUNGSOPTIONEN FÜR GEMEINDEN

Bevor eine Gemeinde aktiv wird, muss sie

sich intensiv mit der Kosten-Nutzen-Relation der Baumaßnahmen und der Nutzungsszenarien auseinandersetzen. Das Spektrum ist hier vielfältig – von Nutzungspartnerschaften über Vermietung oder Verpachtung bis zum Verkauf oder Abriss. Die liturgische Nutzung sollte zunächst nur vorläufig beendet werden, um eine spätere Wiedereinsetzung der sakralen Funktion zu ermöglichen. Ratsam ist, dass die Gemeinde sich eine „Bedenkzeit“ von zehn bis fünfzehn Jahren einräumt, in der das Kirchengebäude für kirchliche, kulturelle oder kommerzielle Zwecke vermietet oder verpachtet werden kann. Seine Grundstruktur bleibt währenddessen – von einigen verträglichen baulichen Anpassungen und Modernisierungen einmal abgesehen – erhalten. Gerade die Vielfalt der Räume – von sakral bis profan, von historisch-barockem bis zu modern-sachlichem Flair – bietet Chancen für deren anlassbezogene Vermietung an Dritte. Denkbar sind kulturelle Veranstaltungen, Empfänge, Galas, Firmenpräsentationen, Betriebsversammlungen, Vorträge und Seminare. All dies setzt

jedoch zum einen eine professionelle Vermarktung voraus, zum anderen schließen solche Nutzungskonzepte auch ein Event-Management ein, das die Veranstaltungen kundenindividuell umsetzt.

Möglichst vermieden werden sollte es, dass die Kirche nach einem möglichen Verkauf in kultischer Art und Weise von nichtchristlichen Religionsgemeinschaften genutzt wird. Dies würde sowohl die religiösen Gefühle der christlichen Gläubigen als auch das öffentliche Bild der Kirche schädigen. Ein Abriss des Kirchengebäudes stellt in jedem Falle nur die ultima ratio dar, von der möglichst kein Gebrauch gemacht werden sollte. Ist er dennoch unvermeidbar, so sollte durch eine entsprechende Hinweistafel am Ort an die frühere Kirche erinnert werden.

DR. THOMAS BEYERLE ist Head of Global Research & Strategy, DEGI / Aberdeen Property Investors, Frankfurt.

NUTZUNGSART	NUTZUNGSIDEEN	NUTZUNGSANFORDERUNGEN
Tagungen, Seminare, Sitzungen	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Seminarveranstaltungen Dritter ▪ Trainings/ Coaching ▪ Gemeindetagungen ▪ Sonstige Sitzungen von Vereinen und Verbänden 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Qualitative Innenausstattung ▪ Veranstaltungstechnik/ -ausstattung ▪ Logistikräume, Seminarausstattung ▪ Gastronomische Bewirtschaftung/ Catering, zentrale Nasszelle
Kulturelle Veranstaltungen (innen)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Vernissagen ▪ Konzerte ▪ Vorträge, Lesungen ▪ Filmvorführungen ▪ Theater-/ Comedy-Aufführungen 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Große Raumkapazitäten, Bühne ▪ Renovierung ▪ Nasszelle, Küchenbereich (zentral) ▪ Gastronomische Bewirtschaftung ▪ Logistische Kapazität/ Stuhl-, Ausstattungslager ▪ Eingangssituation optimieren
Privatveranstaltungen (innen und außen)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Familienfeiern ▪ Firmenfeste, sonstiges 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Anforderungen wie o.g. ▪ Optimierung des Kellergeschosses ▪ Verbesserte Integration der Innen- und Außenbereiche
Events (außen sowie innen und außen kombiniert)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Märkte (Kunsthandwerk, Garten, Antik etc.) ▪ Konzerte ▪ Ausstellungen (Gewerbe, Oldtimer, landwirtschaftliche und touristische Themen) ▪ Regionale und örtliche Feste 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Parkplatzanbindung, Beschilderung ▪ Aufwertung im Innenbereich wie o.g. ▪ Anschlüsse (Wasser, Elektrik) bereitstellen, Außenanlagen optimieren, Logistikräume und Flächen
Gewerbliche Vermietung	<ul style="list-style-type: none"> ▪ zusätzlich im Obergeschoss 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Restrukturierung ▪ Ent- und Versorgungstechnik ▪ Sanitäre Einrichtungen ▪ Langfristige Mietverhältnisse
Tourismus Erlebniswelt	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Aufwertung des Kellergeschosses ▪ Restrukturierung 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Bewirtschaftung, Museums- u. Erlebnisangebot ▪ Räumliche Wiederherstellung

Quelle: DEGI Research 2009.

Formstrenge und Leichtigkeit

Das Mittelschiff von Sankt Pantaleon in Köln

Das mächtige romanische Bauwerk und die klare Gliederung der Kirche Sankt Pantaleon in Köln zeugen von der Selbstverständlichkeit und dem Selbstverständnis des Glaubens. Im Februar 2009 lud die Thomas-Morus-Akademie in der Reihe „Geistliche Erkundungen“ nach Sankt Pantaleon ein. Den Vortragstext von Dr. Meik Schirpenbach, Kaplan an Sankt Margareta in Brühl, geben wir hier auszugsweise wieder.

VON MEIK SCHIRPENBACH

Mit großer Wahrscheinlichkeit geht Sankt Pantaleon auf eine römische Hauskirche zurück, wie wir es auch für den Dom annehmen können. Verborgen wurde an exponierter Stelle vorbereitet, was im 10. Jahrhundert großartige Gestalt gewann. Immer wieder erstaunen diese langen Vorbereitungszeiten im Unscheinbaren. Aber das ist der eigentliche Weg christlicher Berufung. Die Bauten gehen auf die Initiative des Erzbischofs Bruno und der Kaiserin Theophanu zurück, zweier geistesverwandter Menschen, die einander zeitlebens nie begegnet sind. Doch wo sich Geist und Herz zu gleichem Streben verbinden, entsteht eine menschliche Nähe, die nicht der konkreten Begegnung bedarf. Beide haben ihr Leben in den Dienst derselben Sache gestellt: die Verbindung von Reich, Kirche und Bildung – im Sinne eines umfassenden Heildienstes für den Menschen. Es ist selten der Fall, dass ein Kirchengebäude so sehr den Geist seiner Gründerpersönlichkeiten atmet.

Die ab Mitte des 10. Jahrhunderts bewahrte räumliche Mitte ist dabei der gewaltige, weite Saal des Mittelschiffs, an den alles Weitere nur angefügt scheint. Dennoch erschlägt der Saal nicht, oder er hält klein – vielmehr schenkt er Raum, der durchatmen lässt und den Menschen weit. – Nichts anderes möchte der christliche Glaube. Nirgends soll der Mensch sich vor der Majestät Gottes erniedrigen. Sich ihr anzunähern, darin liegt seine Berufung. Hier vergegenwärtigt sich ein sicheres Gespür für Form und menschliches Maß, reduziert auf das Einfachste. Das notwendige Vorbild der Raumform ist die konstantinische Palastaula in Trier, einer der größten umbauten Räume der Antike.

Ein so gewaltiges Architekturzitat geschieht nicht aus praktischen Erwägungen. Die ursprüngliche Grundform der abendländischen Kirche – die Basilika – gründet allein auf den praktischen

Erwägungen eines großen Versammlungsraumes, der durch die Verkündigung in Wort und Sakrament ausgefüllt werden sollte. Hier, in der Kölner Benediktinerabtei, war ein solch großer Saal von der Funktion her nicht notwendig – schon wenn wir die im Vergleich zur Antike reduzierte Einwohnerzahl und die Anzahl der Kirchen berücksichtigen.

Trotzdem hielt man an der alten Größe fest – ein entscheidender Hinweis für uns heute: Der Kirchenbau hatte die entscheidende Wende vollzogen: Nicht mehr die praktische Funktion steht an erster Stelle, sondern die Aussage einer umgreifenden, aber nicht unmittelbar sichtbaren Wirklichkeit. Der Erbauer tritt hinter den Bau zurück und lässt ihm seine eigenen Botschaft: Kernaussage ist die Gottesherrschaft.

Wir stehen im Saal des himmlischen Königs, der Thronsaal der göttlichen Weisheit, die in Güte das All durchwaltet. Im Namen des Kirchenpatrons, des Arztes Pantaleon – griechisch panteleimon – klingt ein ostkirchlicher Hoheitstitel Gottes an: Der Allerbarmer, der sich uns in Jesus Christus zuwendet. – Mehr braucht nicht gesagt zu werden, denn das will uns umfassen, das weitet das Herz und schenkt Hoffnung über die eigenen Möglichkeiten hinaus. Durch den spätgotischen Lettner – um 1500 – ist uns dieses Raumerlebnis nicht mehr zur Gänze möglich. Aber das ist kein Verlust, sondern ein Zueginn.

Stärker als dem abendländischen Christentum ist dem christlichen Osten ein Gespür geblieben, dass der unmittelbare Zugang zum göttlichen Geheimnis immer auch dessen Verhüllung beinhaltet. Das ist kein Widerspruch, sondern hilft uns, von unserer menschlichen Konstitution mitzukommen. – Der Osten hat dafür die Iko-



Foto: Raimond Spekking/Wikipedia

St. Pantaleon, Köln

nostase entwickelt, die das unmittelbar liturgisch Sichtbare verhüllt zugunsten der Enthüllung der verborgenen göttlichen Wirklichkeit durch die Ikonen. Beides muss ineinander greifen, da die menschliche Sinnlichkeit nie eindeutig ist und zum Erfassen der Wirklichkeit allein nicht ausreicht. Zur Zeit Theophanus war die Ikonostase in der heutigen Form noch nicht entwickelt, aber in der Zeit, als der Lettner entstand, war sie im Osten bereits zum Abschluss gekommen.

Der Lettner ist von seinem Anliegen her der Ikonostase vergleichbar, wenn er auch andere Akzente setzt. Die Architektur ist von großer Leichtigkeit und Dynamik.

Die gotischen Formen ruhen nicht mehr in sich selbst, in transparenter Ordnung und Klarheit. Sie sind vielmehr bewegt und unregelmäßig, ja gegenläufig. Trotzdem passt hier alles zusammen. Alles bricht förmlich auf, nichts bleibt für sich. Genau das muss mit uns geschehen, wenn wir uns dem Geheimnis nähern. Dies tritt uns zugleich entgegen: Vom Lettner erfolgte die Verkündigung in Wort und Gesang. Der schon im Mittelalter stets vorhandene Kreuzaltar vor dem Lettner öffnet im Sinne des Hebräerbriefes den Vorhang des Allerheiligsten: Seit Christi Tod auf Golgatha kann nichts mehr hinzugefügt werden, näher konnte Gott uns nicht entgegenreten, jetzt liegt es an uns, uns mitnehmen zu lassen.

journal16 ■ GEISTLICHE ERKUNDUNGEN 2009

Die "Geistlichen Erkundungen" sind eine Programmreihe, die einen Kirchenraum nicht nur kunstgeschichtlich, sondern auch in seiner spirituellen und theologischen Dimension erschließen, ihn durch Wort, Gesang und Musik „zum Klingen“ bringen will.

19. Mai 2009 (Di.)
Kraft aus dem Ursprung
Das Bonner Münster

8. September 2009 (Di.)
Kirche inmitten der Stadt
Die Antoniterkirche in Köln

17. November 2009 (Di.)
Mahnmal und Kunstort
Die Bunkerkirche St. Sakrament in Düsseldorf